Duell und Ehre.

Roman

von

Melchior Meyr.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1870.

I.

Die Studenten-Verbindung „Suevia" hatte in der Mitte des November ihre gewöhnliche abendliche Zusammenkunft. Man discurirte und disputirte, zechte und rauchte, und ein Qualm durchzog die Stube, welcher dem Nebel draußen wenig nachgab, nur daß er die rüstigen jugendlichen Gestalten in dem Behagen ihrer Geselligkeit nicht im mindesten störte. Jedem schien es darin vollkommen wohl zu sein, und Jeder strebte durch Pfeife oder Cigarre ihn zu mehren.

Nachdem eine Stunde lang nur der Kellner aus- und eingegangen war, erschien durch die geöffnete Thür ein junger Mann, dessen Figur zu den feineren gehörte, dessen Aussehen aber ganz den frischen, wackeren Gesellen verrieth. Aus der Art, wie die Zunächstsitzenden ihn begrüßten, konnte man sehen, daß er nach den Ferien zum erstenmal wieder die Kneipe betrat. Hier war er aber zu

Hause, und er wollte sich eben an einen der vorderen Tische setzen, als er, nochmal umherschauend, einen Ruf der Ueberraschung hören ließ, und auf eine Tafel zuging, die sich am entgegengesetzten Ende der Stube befand: „Adolph!" rief er mit einem Ton wahrer Freude und Freundschaft. Ein Corpsbursche mit hellem Gesichte und blonden Haaren erhob sich, schüttelte herzlich grüßend die dargebotene Hand und zeigte auf einen leeren Stuhl neben dem seinen an der Schmalseite der Tafel. Heinrich (so hatte er den Ankömmling genannt) setzte sich und Beide rückten zusammen.

„Du bist doch hier?" begann der Angekommene mit einem Vergnügen, dem etwelche Schalkheit beigemischt war.

„Was willst du," versetzte Adolph. „Ich bin's gewohnt, und da ich keinen Ehrgeiz habe, so bleibt mir noch Zeit genug zu anderen Dingen!"

„Ach was!" entgegnete Jener; „du bist ja schon ein gelehrtes Haus! — Unser alter Primus!"

„Das," erwiderte Adolph lächelnd, „habt ihr mir nicht gar zu schwer gemacht."

Heinrich runzelte die Stirn mit Laune.

„Im Grunde," fuhr Jener fort, „bist du der einzige gewesen —"

„Der dir hätte gefährlich werden können," setzte

Heinrich hinzu, „wenn er fleißiger gewesen wäre! — Laß gut sein! Das hat Alles noch Zeit!“

„Eben! Drum bin auch hier ins Corps eingetreten, obwohl unser Philosoph sich viele Mühe gegeben hat, mich für sich zu keilen.“

„Der geborne Obscurant!“ rief der Andere.

„He!“ versetzte Adolph. „Ein Lumen!“

„In seinen Gedanken!“ replicirte Jener.

„Für jetzt allerdings noch. 's ist aber doch ein prächtiger Kerl, und ich schwätz' immer gern mit ihm! Er ist originell! Und kleine Dinge hat er nicht vor!“

Der Kellner setzte ein Glas schäumenden Biers vor Heinrich. „Vivas!“ rief dieser zu dem Freund und stieß mit ihm an. Beide tranken, und Heinrich leerte fast seine „Halbe“. Dann sah er den Andern mit kameradschaftlicher Zärtlichkeit an und sagte: „Freut mich, daß wir dich haben! Als ich dich da hinten sitzen sah, hab' ich ein Vergnügen gehabt, wie seit langer Zeit nicht! — In den Ferien hast du mir wenig Hoffnung gemacht!“

„Ich war fast schon entschlossen,“ entgegnete Adolph, „hier davon zu bleiben! Das Corpsleben hatte ich kennen gelernt und — Zeit nimmt's Einem immer weg! Indessen, ein «Wilder» zu sein —“

„Du bist zu gut dazu!“ betheuerte Heinrich.

Nach einem Moment, ihn ansehend, fuhr er fort: „Wie lange schon kennen wir uns! Fünf Jahre haben wir zusammengehalten!“

„Ohne jemals Händel zu haben!“ bemerkte der Andere mit Humor.

„Heinrich, nach vergnügter Zustimmung, sagte: „Wenn's welche gab, stand ich auf deiner Seite!“

Adolph nickte. „So sicher,“ versetzte er, „als ein Anderer auf der anderen!“

In der Pause, die hierauf entstand, sah Heinrich den Freund mit einer Laune an, die nicht ohne einige Bosheit war. „Daß der auf ein Jahr nach Jena geht,“ sagte er, „das wird dir keinen Kummer machen!“

„Mir einerlei,“ versetzte Adolph; aber mit einer Miene, die nicht ganz zu seinen Worten stimmte.

Heinrich fuhr fort: „Wenn's ihn auf dem Gymnasium gefreut hat, Andere zu ärgern — am meisten hat's ihn doch gefreut, wenn er dich ärgern konnte!“

„Kindereien!“ entgegnete Jener.

„Nicht immer! — Er hat dich beneidet, Freund! Beneidet um deinen ersten Platz, um das Lob der Professoren und um das Ansehen, das du bei uns hattest! — Weißt du noch, wie er dir mit drei seiner Kameraden im Wald aufpaßte?“

„Adolph's Züge verdüsterten sich. „Das war

ein schlechter Streich!" rief er mit einem Ausdruck von Geringschätzung. „Aber daß er sich in seinem Hochmuth einmal vor mir hat schämen müssen, das hat ihn verrückt gemacht, und er schämte sich nicht vor einer Niederträchtigkeit! — Glücklicherweise," fuhr er mit einem Blick auf Heinrich fort, „ist sie ihm schlecht bekommen!"

„Ja," rief Heinrich vergnügt, „er glaubte, wir wären schon voraus; aber wir kamen nach, und es gab eine Holzerei, die mich heute noch freut. Die ganze Bande lag auf dem Boden, und er als Anstifter mußte noch acht Stunden in den Carcer wandern!"

„Das," versetzte Adolph, „hätt' ich ihm gern erspart! Der Schwätzer, den wir heute noch nicht kennen, hat mir einen schlechten Gefallen gethan!"

„'s war kein Schade!" entgegnete Jener. „Seit der Zeit hat der Mensch Ruhe gehalten — und auf der Universität, das muß man ihm lassen, beißt er sich famos heraus! 's ist nicht gewöhnlich, unmittelbar nach der Reception als Corpsbursche Consenior! Aber er hat der Verbindung einen großen Dienst geleistet, als er den unverschämten Pfälzer ausschmierte, der gegen unsere Leute so freches Glück gehabt hat. Der Bursche verlor das linke Auge — und hat das Handwerk aufgesteckt! Ein

Student ist er schon, der Philipp! Die Jenenser werden Respect kriegen vor ihm!"

Adolph saß in Gedanken, und Heinrich sah, daß ihm das Thema nicht mehr genehm war. Nach einem tüchtigen Zug aus dem wieder gefüllten Glas bemerkte er: „Du bist schon drei Wochen hier?"

„Vier," erwiderte Adolph. „Eine Woche besann ich mich und machte Familien-Bekanntschaften."

Der Andere, mit einer abschätzenden Handbewegung, sagte: „Man kann sie nicht immer fortsetzen!"

„In Einem Hause," entgegnete Jener, „gefällt's mir doch!" und auf einen fragenden Blick Heinrich's fügte er hinzu: „Beim Stadtcommissär!"

Des Freundes Züge klärten sich auf. „Leuchtet sie dir auch schon ein?" versetzte er.

„Sie!" entgegnete Adolph mit einem Widerspruch, der begriffen hat. „Du meinst die Kleine? Die ist ja kaum ein Backfisch!"

„Sie wird sechszehn Jahre und hat bereits ihren Kopf! Die „Suevia" steht bei ihr hoch in Gunst, und als Philipp, der mit der Familie verwandt ist, den Renommisten demüthigte, hat sie ihm begeisterte Elogen gemacht!"

„Mag sein," erwiderte Adolph mit einer ge-

wissen Verdrossenheit. Ich geh' der Alten wegen hin. Der Vater ist gescheit, und man kann was von ihm lernen. Die Frau ist angenehm —"

„Und das Aepfelchen fällt nicht weit vom Stamm!"

„Du bist ein Narr!" entgegnete Jener lachend.

In dem Schweigen, das hierauf eintrat, erschien ein Corpsbursche, um sich von Heinrich eine Auskunft zu erbitten, die ihm in einem Streit mit einem Anderen Recht geben sollte. Heinrich ging an ihren Tisch, und ins Gespräch verwickelt setzte er sich zu ihnen. Adolph, an seinem Tafel-Ende, war allein.

Die verhältnißmäßige Einsamkeit schien ihm nicht unlieb zu sein. Er ließ seine Blicke in dem Kneipzimmer herumgehen, und ein eigenthümlicher Ausdruck belebte seine Züge. Gutmüthiger Antheil, Selbstgefühl und eine eigene frohe Satire sprachen aus ihnen.

Adolph Ritter war kein gewöhnlicher Student; er hatte bedeutende Gaben und war sich dessen bewußt. Sohn eines Pfarrers, machte er an einem guten Gymnasium seine fünf Classen durch und trug, wie wir schon gehört haben, jedesmal den ersten Preis davon, was er seinem Fleiß, noch mehr seinem Talent und einem natürlich hellen Geist verdankte. Auf der Universität entschied er sich Jurist zu werden, hörte wenig Collegien, aber

diese gewissenhaft, und widmete die übrige Zeit der Geselligkeit und dem Studentenleben. Stets hatte er Ansehen genossen und geliebt, und darum schloß er sich gleich an ein Corps an, lernte die nöthige Waffenführung und setzte sich durch einige „Scandäler", die er mit Ehren bestand, in den erforderlichen Respect. Der Ruf zweier Professoren zog ihn von der kleineren Universität an die größere. Hier bestand die gesellige Glorie des Corpsburschen mit dem Studirtrieb einen kleinen Kampf, trug aber den Sieg davon. Adolph richtete sich ein, schloß zwischen den beiden Aufgaben einen Vergleich und befand sich wohl dabei.

In den wenigen Wochen seiner Mitgliedschaft erwarb er sich die Achtung seiner Corpsbrüder. Vom Gymnasium her in dem Rufe eines „gescheiten Kopfes", zierte er als solcher die Verbindung. Auf der Kneipe erschien er oft genug, um dem Vorwurfe der Lauheit zu begegnen, und den Fechtboden besuchte er so fleißig wie das Colleg. Er war ein guter „Sueve", unser Adolph, er theilte die Arbeit und die Ehre des Corpslebens; aber zu gleicher Zeitstand er darüber.

Ueber die persönliche Bedeutung eines guten Theiles seiner Kameraden war er bald im Klaren. Für sie (sagte er sich) ist der Comment erfunden!

Sie müssen eine Aufgabe haben und abgerichtet werden, dann stellen sie nach und nach auch etwas vor und machen der Verbindung wenigstens keine Schande. Ihr Ehrgeiz ist der des Moments! Zechen, vielmehr saufen — durch gelernte burschikose Ausdrücke sich ein Ansehen von Männlichkeit, von genialer Ueberlegenheit geben — einen Scandal vom Zaune brechen, um ihn, wohl oder übel ausgefochten, auf dem Bande zu verzeichnen und ihn zum stets wiederkehrenden Thema des Gespräches zu machen! Dabei im Grunde gutmüthig und trotz wiederholter Räusche und Katzenjämmer gesund bleiben, im dritten oder fünften Semester nothdürftig ins Colleg gehen und am Ende sogar Einiges lernen! In allen Semestern aber sich einbilden und als ausgemacht festhalten, daß man das allerfidelste Leben führe, königlich vergnügt, auf's höchste geachtet sei und darum auch das Recht habe, auf die übrige Menschheit wie vom Olymp niederzusehen!

Sie glauben an die Wichtigkeit ihres Treibens und an die Formen, durch die es geregelt ist, mit feierlichem Interesse. Darum haben sie niemals Langweile — ihre Existenz besteht aus einer Kette von Lebensreizen und Befriedigungen. Der hinkende Bote kommt freilich nach. Das Glorienlicht

des Musensohnes erlischt endlich — und der, welcher „ein Herr der Welt sich dünkte“, muß rennen und jagen und Eingaben und Bücklinge machen, um — Philister zu werden und „als Diener sich beglückt zu fühlen“.

Adolph hatte diesen unbedingten Glauben und den tief-ernsthaften Respect vor den Paragraphen des Burschenbrauches keineswegs — er fühlte das Formalistische des ganzen Treibens, und die Gravität, womit Andere die Regel erfüllten, nöthigte ihm nicht selten ein Lächeln ab; er bedurfte eines Ersatzes, wenn er in dem Verbindungsleben aushalten sollte! Diesen Ersatz boten ihm aber nicht nur seine Studien und ihre Befriedigungen, sondern auch die Freiheit, in seinen Gedanken die Anderen zu Gegenständen seines Humors zu machen und sie an der Stelle zu sehen, auf die er sie hatte setzen müssen. Er gönnte dem Renommisten die Ehre, ein besserer Zecher zu sein und ihn durch die Zahl seiner „Paukereien“ herunterzustechen, und das Selbstgefühl, das so Einer zur Schau trug, erfüllte ihn auch noch mit Vergnügen, wo es bereits unangenehm werden wollte: er wußte, daß das Verhältniß später ein bedeutend anderes wurde.

Unser Studiosus trieb das Spiel nicht als Ernst, weil ihm bereits ein höherer Ernst aufgegangen

war; aber er trieb es mit einem gewissen Ernst als Spiel, und so behagte es ihm. Die Anderen erlangten von seinen stillen Gedanken doch eine gewisse Ahnung, und darum ließ man ihn öfters allein, wie auch an diesem Abend. Er hatte etwas Apartes in seinem Wesen, der „gescheite“ Jurist, aber im Grunde beleidigte er nicht damit und man ließ es ihm durchgehen.

In Gedanken versunken saß er endlich wie ein Träumender. Da drang von der Thür her plötzlich ein Freudenlärm an sein Ohr. Er sah hin — und fuhr auf. Er öffnete die Augen weit, strengte sie an, überzeugte sich — und ein peinlicher Verdruß entstand in ihm. Philipp Stürzer, sein Erbfeind vom Gymnasium her, die Gestalt, welche seine Phantasie mehr beschäftigte und beunruhigte, als er sich gestehen mochte, war eingetreten und mit Beifallrufen begrüßt worden.

Das Herz des Wackeren klopfte und ein Druck des widerwärtigsten Gefühls lastete auf ihm. Er suchte ihn durch die bessere Auslegung des Erscheinens abzuwerfen; aber gleich sollte er sein Geschick erfahren. Ein Corpsbursche sagte zu dem Ankömmling: „Du besuchst uns auf der Durchreise nach Jena?“ Und Philipp, mit Selbstgefühl, erwiderte: „Ich bleib' hier! Mein Vater hat mir

nachgeben müssen! Der Wunsch der Familie konnte nicht aufkommen gegen die Verpflichtung, mich dem Ehrenamte zu widmen, zu dem ihr mich erwählt habt!"

Die „Bravos", die sich nun hören ließen, drangen dem Gefeierten süß ins Ohr — Adolph wurde davon übergossen. Nebenbei können wir verrathen, daß auch der Senior unter dem braunen Schnurrbart einigermaßen die Lippen verzog, wie zu einer bedeutenden Uebertreibung, und daß er dem Ersten nach ihm die Hand mit einem Ausdruck schüttelte, worin der Ernst und die Gravität das Vergnügen weit überwogen.

Philipp, stehend und von den Aufgestandenen umgeben, kostete seinen Ruhm von Grund aus. Es war eine Gestalt, die sich auch dem unbefangenen Betrachter auffällig gemacht hätte. Den Wuchs wäre ich versucht aristokratisch zu nennen. Groß genug, um über die meisten seiner Kameraden hinwegzusehen, hatte er einen Gliederbau, dem man augenblicklich die Schlagfertigkeit ansah, und in der That besaß er zur Handhabung der Waffen nicht nur überflüssig die Kraft, sondern auch das Geschick und das Vergnügen, um nicht zu sagen das Genie. Sein Gesicht stimmte zu der Gestalt vollkommen. Die Stirn war nicht hoch, die dichten dunklen

Haare gingen ziemlich tief herunter; aber es war eine glänzende, glatte Stirn, und man sah: wenn's noththat, konnte sie ehern werden. Die Züge, bei mäßiger Fülle, waren scharf; die Adlernase zierlich geformt, der Mund fein, das Kinn tüchtig, die Gesichtsfarbe von einem Roth, das ins Gelbliche spielte. Aus den braunen Augen schaute sogar jetzt, wo doch nur gute Regungen hätten aufkommen sollen, eine gewisse Tücke hervor. Er wußte, daß man ihn so ehrenvoll empfing, weil man ihn fürchtete, und wenn ihm der Beifall schmeichelhaft war, so konnte er doch nicht umhin, die Eifrigen dafür mit einem Schimmer von Hohn anzusehen, den vielleicht Einer und der Andere auch fühlte, aber ohne ihn bemerken zu wollen. Es war der herrschende Student — der Consenior, wie er sein soll, und man sah ihm an: der geht unmittelbar und schonungslos auf seinen Zweck!

Die Aufgestandenen hatten wieder Platz genommen, und der Senior dem Collegen einen Stuhl an seinem Tische angeboten. Sitzend, nach schnell geleertem Glase, ließ Philipp seine Augen im Kneipzimmer herumgehen. Er wollte sich die neuen Figuren betrachten, und er that es mit dem spöttischen Vergnügen, das ihn charakterisirte. Auf einmal verfinsterten sich seine Züge — ein Blick des

Verdrusses, des Hasses ging aus seinem Auge. Er hatte Adolph gesehen.

Dieser mit vielen Anderen war sitzen geblieben — äußerlich ruhig, aber innerlich in einer Aufregung, daß er nur mit Mühe seine Haltung bewahren konnte. Ein Gefühl überkam ihn, daß es mit seinem Frieden, seinem Behagen, seinem Ansehen in der Gesellschaft zu Ende sei. Er versah sich von dem Ankömmling nur des Schlimmsten: der unüberwindlichen Feindschaft und des giftigen Mißbrauches seiner Vortheile. Dieser Bursche übertraf ihn an Kraft und Gewandtheit — an Herrschsucht und an Keckheit. Er selbst war eine gerechte Natur und hatte eher seine Freude daran, Andere durch Anerkennung zu erfreuen und zu heben. Er hatte keinen Stachel, sich hervorzuthun durch Impertinenzen gegen Andere — er vertheidigte sich nur. Jener dagegen besaß den Ehrgeiz des Gewaltmenschen und alle Gewissenlosigkeit, von seinen Fähigkeiten rücksichtslosen Gebrauch zu machen.

Die alte Beobachtung, daß der Gerechte dem Ungerechten und Unverschämten zunächst wehrlos preisgegeben ist, stellte sich dem Bedrohten wieder dar, und die thatsächliche Welteinrichtung empörte ein Gemüth. Dieser edle Verdruß konnte ihn aber

freilich nicht in die Verfassung setzen, einem neuen Beweis davon siegreich zu begegnen.

Seinen Mann kannte er, und selbst in den Uebertreibungen seines Gefühls lag Wahrheit. Philipp, seitdem er den alten Gegner erblickt, hatte keine Ruhe mehr. Er sah in Adolph seinen Gegner, weil dieser gegen seine Angriffe sich vertheidigt und ihm außerdem den Possen gespielt hatte, sich hervorzuthun und geachtet zu sein! Daß er durch seine Feindseligkeiten ihn zu seinem Gegner gemacht habe, das sagte er sich nicht. Er war ohne alle Selbsterkenntniß, unser Consenior, und hatte nur das Gefühl seiner Berechtigung zu Allem — wie Seinesgleichen immer.

Nachdem er seinen Tischnachbarn eine zeitlang einsylbig geantwortet und in Zerstreuung gesessen hatte wie Einer, der auf etwas denkt, hellte seine Miene sich plötzlich auf; der Schimmer der Ueberlegenheit, durch ein Licht von Bosheit verstärkt, lief über seine Züge. Er erhob sich und ging langsam, mit einer gewissen eleganten Nachlässigkeit auf Adolph zu.

Zwei Schritte vor ihm blieb er stehen und sagte: „Grüß dich Gott, Freund Ritter. Da du nicht zu mir kommst, so muß ich schon zu dir

kommen! Warum hast du mich denn nicht auch begrüßt? Sind wir nicht alte Freunde?"

Er trat näher und bot die Hand mit ungezwungener Herablassung. Adolph ergriff sie, ohne aufzustehen, und sagte mit einem Lächeln, das freilich nicht sonderlich gelungen war: „Ich wollte dich deinen alten Corpsbrüdern nicht streitig machen! — Du weißt, mich vorzudrängen ist meine Sache nicht."

„Ja, ja," versetzte der Andere, „das ist aber ein Fehler, den du ablegen mußt! Ich will dir's gestehen: als ich dich sah, hab' ich mich gefreut. Man sagte mir, du wolltest hier Obscurant werden, und ich, offen zu reden, schämte mich in deinem Namen. Nun hab' ich mir gesagt: 's ist doch ein anderer Kerl, als ich dachte; aus dem kann noch was werden! — Ich hoffe, mein Freund, du wirst dafür sorgen, daß meine Hoffnung nicht zu Schanden wird!"

Adolph mit einer Art von Ironie entgegnete: „Ich werde mein Möglichstes thun!"

Philipp fuhr fort: „Du hast's immer nur in den Büchern gesucht und nicht gewußt und nicht begriffen, was das Leben ist! Zuweilen hast du den Kopf herausgestreckt, wie die Schnecke aus ihrem Hause; aber wenn man ein

wenig mit dem Finger darauf tippte, hast du ihn wieder zurückgezogen und dich verkrochen. Die Ochserei, Freund Adolph, macht den Menschen verzagt, ungeschickt und lahm. Auf die Universität geht man nicht, um zu büffeln, sondern um sich zum tüchtigen Burschen, zum Manne auszubilden und zu lernen, wie man seinem Mann steht! Bücher! Dummes Zeug! Leben muß man, herumschlagen muß man sich — aus sich selber muß man etwas machen!"

Adolph konnte seinen Widerwillen gegen die pretentiös vorgetragenen Gemeinplätze nur mit Mühe zurückhalten. „Du sagst mir diese Dinge," versetzte er, „als ob ich sie bestritten hätte!"

„Ich trau' dir eben noch nicht," entgegnete Philipp mit dem Humor des Obenstehenden — „obwol du bei uns bist! Ich kenn' ja deinen Ehrgeiz! Ich weiß, woran du denkst! Aber, lieber Freund, das schlag' dir aus dem Sinne! Auf dem Gymnasium hast du dich auf den ersten Platz hinaufgearbeitet, weil du fleißig warst. Ein großer Mann wird man aber nicht durch Fleiß! Da gehören noch andere Dinge dazu! Mach' dir keine Illusionen, mein Guter! Du bist ein wackerer Kopf und kannst einmal ein ordentlicher Beamter

werden; aber etwas Ausgezeichnetes wirst du niemals!"

Adolph, auf diese kategorisch abgegebene Erklärung, lächelte mehr gekränkt als verachtend. „Wie kommst du nur darauf?" entgegnete er. „So lang' ich lebe, hab' ich mir dergleichen nicht eingebildet!"

„Wirklich?" versetzte der Andere. „Diese Selbsterkenntniß hätt' ich dir nicht zugetraut. Der erste Preis pflegt die Köpfe schwindlig zu machen. Und doch weiß man, daß aus diesen Gymnasial-Größen in der Regel nichts Rechtes geworden ist."

„Lassen wir also den Ruhm," entgegnete der Angegriffene, „den ich das Unglück gehabt habe, davonzutragen, auf sich beruhen!"

„Es wird gut sein," erwiderte Philipp, „wenn du nicht zu viel darauf baust und auf diese leicht zu habende Ehre Hoffnungen gründest, die dich deine Carrière verfehlen lassen und dich nur unglücklich und lächerlich machen würden! — Du mußt mir das nicht übelnehmen," setzte er nach einem Blicke auf den Gekränkten hinzu, „ich sag's in guter Meinung!"

Adolph in tiefem Unmuth erwog, ob er dem Händelsucher nicht gleich eine Antwort geben sollte, welche der Scene ein Ende machte. — Nochmal bezwang er sich. Mit einem Spott, der im Grunde

nur seinen Rückzug decken sollte, versetzte er: „Freund Stürzer — ich werde in meinem ganzen Thun und Treiben dich zum Muster nehmen und hoffe dann nicht nur ein ausgezeichneter Student, sondern auch ein geachteter, glücklicher Philister zu werden!"

Philipp lächelte und dachte bei sich: Er will mir nicht kommen! Aber ich bin noch nicht fertig und werd' ihn noch hereinkriegen!

Umschauend gab er dem Kellner einen Wink, ihm Bier zu bringen, setzte sich an die Tafel, machte eine fidele Miene, ergriff das ankommende Glas und rief zu Adolph: „Sauf', altes Haus!" Jener stieß an, sie tranken, und Philipp, sein Opfer betrachtend, sagte: „Noch einmal, Freund Adolph, du hast weise gehandelt, gerad' in unser Corps einzutreten. Wir sind die rechten Leute, dir den Duckmäuser auszutreiben. Denn das bist du doch in der Classe gewesen, das kannst du mir nicht ausreden. Ein fleißiger, ordentlicher und gehorsamer Schüler; aber nebenbei, wenn es die Gelegenheit gab, auch ein wenig Halunke!"

„Was soll das heißen?" rief Adolph auffahrend.

„Daß du in einer gewissen Affaire den Angeber gemacht und mich in den Carcer gebracht hast!"

„Das ist nicht wahr!" entgegnete Jener mit

aller Entrüstung der Ehrlichkeit. „Ich kenne den Verräther heut' noch nicht."

„Ich," erwiderte Philipp höhnend, „kenn' ihn um so besser. Kein Anderer hat Grund dazu gehabt und kein Anderer hat's gethan. Daß du's jetzt leugnen willst, das ist charakteristisch für dich — und macht dich eigentlich fertig!"

Adolph war vor Wuth blaß geworden. „Du bist ein Hundsfott!" rief er.

„Schön," erwiderte Philipp mit Ruhe, stand auf und ging an seinen Tisch zurück.

II.

Adolph war dreimal auf der „Mensur“ gewesen. Obwol er das erstemal während der Vorbereitungen zum Kampfe eine ziemlich unbehagliche Empfindung hatte und sich einen Zorn einbilden mußte, um drüber hinwegzukommen, so legte er der Sache doch nicht mehr Wichtigkeit bei, als sie verdiente. Mit dem Schläger in der Hand war er in der rechten Stimmung, und da es auch seinem Gegner im Grunde nur darum zu thun war, die Zahl seiner Duelle um eines zu vermehren, so schlug man drauf los und parirte; die Waffen erklangen, und nach vollendeten sechs Gängen drückte man sich die Hände. Blut war nur aus einer kleinen Ritze geflossen, die Adolph, zu seiner großen Genugthuung, dem Anderen beizubringen so glücklich gewesen. Das zweitemal ging er schon mit fester Entschlossenheit auf den Wahlplatz. Diesmal hatte er's aber mit einem Geschickteren und Zähe-

ren zu thun, und im zehnten Gange erhielt er einen Denkzettel, der indeß jetzt auf seiner Wange fast gar nicht mehr zu sehen war. Das drittemal, am Ende des Studienjahres, leistete er sein Bestes und gab einer geachteten Klinge gegenüber den Anwesenden das Schauspiel eines ernstlich und künstlerisch durchgeführten Kampfes. Es war in der üblichen Vermummung immer noch eine Art von Tournier, aber der Eifer der „Paukanten" verlieh dem Waffenspiele die Weihe einer höheren Spannung. Nach dem zwölften Gange nahm der ermüdete Gegner Satisfaction, und als die gewesenen Feinde sich nicht nur die Hände reichten, sondern mit einem Ausdrucke von Achtung und Freundschaft in wechselseitigem Drange sich um den Hals fielen und küßten, brach die Versammlung in lauten Beifall aus.

Adolph betrieb auch diesen Zweig der akademischen Bildung mit dem Ernste und dem Fleiße, den er jeder erwählten Sache widmete. Auf seinem Muthe haftete nicht der Schatten eines Zweifels. Hätte er in der neuen Verbindung auf einen gewöhnlichen Anlaß hin „contrahirt", er würde den Streit mit kaltblütiger Verwerthung seiner Kraft ausgefochten haben.

Philipp gegenüber war es etwas Anderes. Dieser, nach der allgemeinen Schilderung ihm be-

deutend überlegen, haßte ihn und wollte ihn nicht nur schädigen, sondern wo möglich schänden. Die Art, wie er mit ihm Händel gesucht, ließ darüber keinen Zweifel übrig. Es war ein Gang auf Ehre und Schmach, auf Leben und Tod, welchen er hier zu erwarten hatte. Denn daß der Streit noch eine Beilegung erfahren konnte, daran war bei der Gesinnung Philipp's gar nicht zu denken.

Die böse Absicht, die er in dem alten Gegner voraussetzen mußte, sie war es, die den Wackeren am gestrigen Abend in eine so ungewöhnliche Aufregung geworfen hatte und ihn jetzt noch darin erhielt. Der gerechte Mensch kann gegenüber der Bosheit geradezu außer sich kommen; da er selber nie den geringsten Trieb empfindet, Jemanden aus frechem Uebelwollen zu kränken, so begreift er ihn auch an Anderen nicht: sieht er ihn nun durch thatsächliches Vorgehen gegen sich erwiesen, so starrt er ihn an wie ein höllisches Wunder. Er fühlt einen Drang, den Frevler zu strafen, dem beleidigten Rechte genugzuthun — und wenn er sich nun denken muß, daß das Unrecht triumphiren und die Gemeinheit vielmehr die Tugend züchtigen werde, so kann jede Faser an ihm erbeben!

Zum erstenmale trat unserem Adolph die Kehrseite des Duells entgegen. Alles Recht mag in

der einen Wagschale liegen: der Gegner legt in die andere die Gewalt — und schnellt das Recht in die Höhe. Die physische Kraft ist Alles, alles Andere ihr gegenüber nichts. Wer der Waffe Meister ist, der macht die Ehre zu Schande, die Wahrheit zur Lüge — und der Beifall der Welt ist sein Lohn!

Bei den gewöhnlichen studentischen „Paukereien" wird Niemand diese Betrachtung machen. Man lernt die Führung der Waffen und man versucht, neckt und fordert sich, um sich miteinander zu messen und seine Kunst auch wirklich in Anwendung zu bringen. Wenn hier ebenfalls noch Uebelstände hervortreten, so hat der geordnete Kampf ihrer doch immer weniger als der ungeordnete, und das ist der Grund, warum der studentische Zweikampf Duldung erfahren hat und noch erfährt. Aber es gibt Fälle, wo auch das Studenten-Duell bedenklich erscheint — und der gegenwärtige gehörte dazu.

Am anderen Morgen in seiner Stube allein, hatte Adolph eine Zeit in dumpfer Erregung, in Verdruß, in Anfällen von Indignation hingebracht. Endlich kam Ruhe in sein Herz. Ein mächtiger Bundesgenosse hatte sich zu seinem Willen gestellt: der Trotz des Rechtes. Er war, ohne alle Veranlassung von seiner Seite, hämisch beleidigt; wenn

ihn der Feind nun auch noch zu Boden schlug oder gar erschlug, so mochte er's! In einer Welt, wo das Unrecht siegt — wo die Gemeinheit Ehre gewinnt, da lohnt sich's nicht der Mühe, zu leben; und es ist vielleicht gut, sobald als möglich hinwegzukommen. —

In dem Gerechten ersteht aber doch immer wieder der Glaube, daß das Recht siegen und das Duell ein Gottesgericht sein werde. Indem Adolph auch diesem Gedanken Raum gab, empfand er zuletzt eine eigenthümliche Spannung, eine förmliche Neugierde auf den Ausgang des Kampfes.

Wie sehr er befugt war, die Möglichkeit einer Ausgleichung in Abrede zu stellen, das zeigte sich noch im Laufe des Tages. Philipp erklärte, den Vorwurf, daß Adolph auf dem Gymnasium den Angeber gespielt habe, nicht zurücknehmen zu können. Es sei dies nun einmal seine feste Ueberzeugung, von der er nicht abgehen werde. Gelegentlich äußerte er: er hasse die Menschen, die sich das Ansehen besonderer Bravheit zu geben wüßten, bei Gelegenheit sich aber durch schofles Benehmen aus der Affaire zögen! So einem Herrn gebühre eine tüchtige Lehre, und die hoffe er dem Tugendhelden zu geben. Vielleicht schlage ihm ein solider

Hieb gut an, und er handle dann ein andresmal honneter!

Adolph konnte unter diesen Umständen nur auf dem „Hundsfott“ bestehen, und die Forderung mußte genehmigt werden. Sie lautete auf Einen Gang, ohne Binden und Bandagen.

In einer großen Wirthsstube, deren Fenster auf den Hof gingen, traf man zusammen, und es erschienen außer den bei solchem Anlaß nothwendigen Personen auch noch besonders viele Zuschauer. Der Kampf zwischen Philipp und Adolph gehörte zu den außergewöhnlichen, und da man jenen kannte, so sah man dem Ausgang nicht ohne ernste Spannung entgegen. So bloße Corpsbursche waren die meisten der Zuschauer denn doch nicht, daß sie die Frivolität, womit der Consenior den Streit vom Zaune gebrochen, gar nicht empfunden hätten. Aber dem gleichfalls Thatendurstigen erscheint eben der motivlose Angriff im Lichte des Muthes, und wo dieses wirkt, ist ein strenges Urtheil über den sittlichen Werth der Handlung nicht zu verlangen!

Es war von Interesse, in dem Moment, wo der Kampf beginnen sollte, die beiden Gegner zu sehen. Adolph war bleicher als sonst und seine Lippen schienen zu beben; aber er stand entschlossen — fest entschlossen da. Ein stiller, tiefer Groll

hielt seine Züge gespannt und gab ihm ein Aussehen, als ob er den Kampf unwiderruflich forderte. Sichtlich war er in einer Fassung, von seinem Geschicke und seiner Körperkraft ausreichenden Gebrauch zu machen. Das Gesicht des Gegners trug vielmehr erhöhte Färbung und aus seinen Augen funkelte eine Genugthuung, wie sie das Raubthier zeigt, wenn es die Beute gegen sich herankommen sieht. Er hatte aber das Gefühl, daß er sich aus Anstand beherrschen müsse, und war nun bestrebt, das Vergnügen, das er empfand, durch einen Ausdruck von männlicher Würde zu decken. Dies konnte freilich nicht verhindern, daß er auf Augen, welche sich die nöthige Unbefangenheit bewahrt hatten, eine geradezu unheimliche Wirkung machte. Nicht nur Heinrich, der Secundant Adolph's, auch Andere sagten sich: es ist ein diabolischer Bursche!

Beide Gesichter wurden indeß andere, als das Losungswort erscholl. Sie verriethen nur den Geist, der auf Kampf und Sieg gerichtet ist.

Philipp erkannte bald, daß Adolph geübter, stärker wär, als er's ihm zugetraut hatte. Wohl bemessene, nachdrückliche Hiebe wurden parirt und mit anderen erwidert, die den ernstlichsten Zweck verriethen, i h n zu treffen. Nun änderte der Virtuos die Taktik. Er schwang die Klinge eine zeit-

lang mit Leichtigkeit, um sich zu schonen und den Gegner zu ermüden; plötzlich ging und schlug er mit aller Kraft und Wuth auf diesen los und drängte den Parirenden zurück, um ihn schimpflich über die Mensur hinauszutreiben. Aber Adolph hielt an und schlug mit besonnenem Grimme dagegen — der Angreifer mußte seinerseits zurücktreten — und die ermüdeten Gegner machten unwillkürlich eine Pause.

Philipp schien mit sich zu Rathe zu gehen. Nach kurzer Ruhe begann er den Kampf mit einer Miene, welche das, was er vorhatte, für unwiderstehlich erklärte. Er nöthigte den Gegner wieder zur Defensive, machte plötzlich mit großer Täuschung eine Finte und schlug dem Ueberlisteten mit aller Gewalt eine Quart ins Gesicht. Hätte er ihm näher gestanden, er würde ihn, wenn auch vielleicht nicht tödtlich, doch furchtbar verletzt haben. Der Hieb, wie er ihm gelang, brachte dem Gegner von der Stirn zur Nase herab immerhin eine zolltiefe klaffende Wunde bei. Die Secundanten sprangen ein, der Kampf war beendet.

Als der Sieger auf den Ueberwundenen zuging, ihm die Hand zu reichen, war dieser einer Ohnmacht nahe und die Versöhnung erhielt nicht einen Schein von Ernst. Adolph kam unter die

Hände des Arztes; Philipp mit seinen Getreuesten entfernte sich. Als einer von diesen seine Finte und seinen Hieb lobte, machte er eine geringschätzige Miene und erwiderte: „Er kann von Glück sagen, der gute Junge!"

Der Verletzte wurde in der schlimmsten Gemüthsverfassung nach Hause gebracht. Die Wunde war nicht gefährlich, aber der körperliche Schmerz groß, und Verdruß, Grimm und Scham quälten die Seele. Die Frechheit hatte also doch Recht behalten, und er mußte hinnehmen, was sie ihm zuzufügen für gut befunden. Er war verleumdet und beleidigt — und gestraft und gedemüthigt obendrein.

In dumpfer Ergebung verbrachte er die nächsten Tage. Aber mit dem Gefühle der Heilung kam auch wieder neuer Lebensmuth in seine Seele. Nach und nach lernte er das Erlebniß ansehen, wie der gewöhnlich flotte Student es sofort angesehen hätte: als eine Sache, welche gleichfalls kennen gelernt zu haben durchaus kein Unglück ist, indem auch in ihr eine Auszeichnung liegt. Zuletzt (denn wir wollen unseres Freundes ganzes Herz aufdecken) kehrte mit einem Gefühle der Sicherheit sogar förmliches Behagen in ihn ein. Er mußte glauben, daß die Bosheit des Gegners für jetzt

beschwichtigt sei, daß er ohne eine neue Veranlassung vor ihm Ruhe haben werde. Philipp hatte sich nach seinem Befinden erkundigen lassen, und der Beauftragte hatte den Antheil des Conseniors mit großer Würde gemeldet. Adolph nahm an, daß der alte Rivale durch seinen Erfolg beruhigt sei — daß er sich anderen Unternehmungen zuwenden und ihn übersehen werde. Eine Wiederholung des gleichen Verfahrens gegen ihn hatte etwas so Widerliches, so ekelhaft Gesuchtes, daß er sie auch der verhärteten Gegnerschaft Philipp's nicht zutrauen mochte. Er konnte also seinen Zwecken nachgehen und den Handel vergessen.

Von den Corpsbrüdern hatte ihn, wie begreiflich, am öftersten Heinrich besucht. Nach diesem zeigte sich als die theilnehmendste Seele der Obscurant, dessen die Freunde in ihrem ersten Gespräche unter dem Namen des „Philosophen" erwähnt hatten. Als die Heilung vorgeschritten war, kam es unter den Dreien zu einer Erörterung, die von dem Geschicke Adolph's ihren Ausgang nahm und für die Streitenden zu charakteristisch ist, als daß wir sie hier übergehen dürften.

Der Philosoph — der stattliche junge Mann hieß Paul Werder — griff das Verbindungsleben an. Er wollte den Nutzen desselben nicht ganz

leugnen, glaubte aber, daß ihn die Nachtheile weit überwögen. Auf der Universität solle man ein geistiges, wissenschaftliches, ideales Leben führen, und der Corpsbursche, er möge sich stellen wie er wolle, bringe es nur zu einem äußerlichen — zu einem vorherrschend äußerlichen! Es sei, wenn man in der Verbindung einigermaßen Figur machen wolle, unmöglich, sich in Studien zu vertiefen und sich in freiem Streben jene höheren Anschauungen zu erwerben, womit man später selbst fördernd ins Weltleben eingreifen könne. In der Verbindung würden Einem überlieferte allgemeine Begriffe beigebracht, womit man keinen Hund aus dem Ofen locke, und die Moral, die man lerne, könnte man von einem anderen Standpunkt aus eher methodisirte Unsitte nennen. Es gebe freilich Menschen, welchen die körperliche und geistige Dressur, die man im Corps erhalte, gedeihlich sein möge; aber den Begabten und geistig Berufenen hielten sie auf und verkümmerten seinen originalen Wuchs. Leute wie Adolph thäten wohl daran, sich von dem flüchtigen Glanze des Corpslebens zurückzuziehen in die sogenannte Finsterniß, um später desto heller zu leuchten. Auch Anderen, fügte er mit einem launigen Blicke auf Heinrich hinzu, wäre zu rathen, daß sie sich in guter Zeit davon losmachten, um

ihr notorisches Talent nicht darin zu vergraben, sondern in freier Entfaltung wuchern zu lassen.

Heinrich, nachdem er zu dem letzten Worte geringschätzig die Achsel gezuckt hatte, opponirte mit Ernst und dem Aufgebot aller Gründe, über die er verfügen konnte. Er, der Philosoph, sei eben der alte Phantast und Idealist, der er schon auf dem Gymnasium gewesen. Auf der Universität müsse man sich körperlich und geistig, theoretisch und praktisch ausbilden, und das könne man ganz gut mit einander vereinigen! Was wisse denn er, der Obscurant, vom Corpsleben? Er kenne es nur vom Hörensagen, aus Büchern, und wisse nicht, daß man gegen früher in jeder Beziehung fortgeschritten sei. Man sei viel patenter, freier und fleißiger geworden, als man ehemals gewesen, und wenn Einer nur wolle, so könne er alle nöthigen Gelegenheiten mitmachen und zum Studiren noch Zeit genug finden. Dagegen bilde sich der Obscurant zum Stubenhocker aus, und ein solcher, müsse er fürchten, werde dann auch später nicht besonders thatkräftig „ins Weltleben eingreifen". — „Du, Freund Werder," fuhr er mit hinlänglichem Nachdruck fort, „bist der prädestinirte Obscurant. Du studirst, um zu studiren, Du wirst so lange Du lebst kein praktischer Mensch werden, und ich

möchte sogar bezweifeln, daß du's jemals zum wirklichen Professor bringen wirst. Dich will ich auch gar nicht im Corps haben; denn das Vergnügen, das ich über diesen Zuwachs empfände, würde nicht lange währen. Aber Adolph paßt zu uns — und er widerlegt deine Verleumdung durch die That! Glaubst du vielleicht mehr zu wissen als er? Du wärst im Irrthum! Die Zeit, welche er auf die Gesellschaft wendet, schlägst du mit Hirngespinnsten todt, wobei bis jetzt wenigstens noch nichts herausgekommen ist!"

Der Philosoph, durch diese Vorwürfe unangefochten, erwiderte: „Was meine Hirngespinnste bedeuten oder nicht, darüber, mein lieber Heinrich, bist du nicht in der Lage, ein Urtheil zu fällen, weil du weder sie noch ihre vorläufigen Früchte zu kennen das Vergnügen hast. — Ein Achselzucken ist in diesem Fall einem alten Freunde gestattet! — Ich hab' eben den Muth, dem Herkommen zu trotzen und meinen eigenen Weg zu gehen, und ich glaube, Freund Ritter sollte ihn auch haben. Kurz und gut, nach meiner Ansicht ist er zum Corpsburschen zu gut, wie auch ich, und am Ende auch du — ohne dich übrigens damit irgend touchiren zu wollen!"

Heinrich, die Rede als Scherz aufnehmend, er-

widerte doch mit einem Bah, welches ungefähr sagte: Ein Mensch, der die Klinge nicht zu führen weiß, kann per se nicht touchiren!

Der Philosoph, den unausgesprochenen Gedanken ahnend, setzte ihm ein Lächeln von seiner Façon entgegen; dann fuhr er fort: „Wer die Wahl hat, soll das Bessere wählen; ein Hauptbahn im Corps wird unser Adolph doch niemals: diese Ehre muß er einem Stürzer und Seinesgleichen überlassen! Warum soll er nun dort eine untergeordnete Rolle spielen und einen Menschen über sich sehen, der — der — nun, wenn ich's ehrlich sagen soll — der nicht werth ist, ihm die Stiefel zu putzen!"

„Hoho!" rief Heinrich mit einem Blick strenger Rüge. „Es ist unser Consenior!"

„'s ist jetzt Euer Consenior," entgegnete der Philosoph — „ja! Aber es ist sehr die Frage, ob nicht eine Zeit kommt, wo er in der That froh sein würde, dem da" — er hielt inne, dann setzte er mit Lächeln hinzu: „Dienste leisten zu können."

Heinrich, mit Unmuth, rief: „Du bist ein Narr!"

„Dafür," erwiderte Paul, „hat man den Propheten zunächst immer erklärt, bis die Zeit den Narren zum Propheten gemacht hat!"

Jener, nach einer Bewegung, die sein Inneres

verrieth, wollte reden, aber Adolph schnitt ihm das Wort ab. „Zankt euch nicht!“ rief er nicht ohne Autorität. „Ich duld' es nicht, daß zwei alte Freunde in Streit gerathen — um meinetwillen! Philosoph, du machst deinem Metier heut wenig Ehre; du bist parteiisch! Du thust unserem Corps Unrecht — und auch seinem Consenior! Das ist ein Mensch, der in früheren Zeiten vielleicht, wenn alle Stricke rissen, ein Schnapphahn — nein, ein Anführer von Schnapphähnen hätte werden können; — erniedrigen wird er sich niemals! Wir haben uns mit einander gemessen — und er hat mich mit einem guten Hieb nach Hause geschickt! Das war sein Recht; denn wär' ich's im Stande gewesen, ich hätt' ihm noch einen besseren verabreicht! Wenn ich nun auch vorher schon daran gedacht hätte, wieder aus dem Corps zu treten, jetzt könnt' ich's unter keiner Bedingung! Ich bleibe! Und ich will dich Ankläger widerlegen und das Wort meines Corpsbruders zur Wahrheit machen. Ich will ein Student sein, wie sich's gehört, und dennoch studiren! — Heinrich, beruhige dich — und vergieb dem Theoretiker, der nur Extreme sieht, nur Entweder — Oder kennt —“

„Wie der große Theoretiker Cäsar!“ fiel der Philosoph ein.

„Der," entgegnete Adolph, „ist nur ein Muster für Seinesgleichen, und dazu gehört Keiner von uns — dich nicht ausgenommen! — Kurz, Freund Werder, ich geb' dir Unrecht! — Ich bin geradezu neugierig, wie ich mich in der Kneipe wieder ausnehmen werde, und ich freue mich auf's Wiedersehen gründlich!"

„Dann hab' ich über diesen Punkt nichts mehr zu sagen," antwortete der Philosoph. „Ich ziehe mich zurück."

„Besiegt!" rief Heinrich.

„Daran," versetzte Jener, „muß ich mich gewöhnen."

Die Wunde war Narbe geworden, noch einige Tage und Adolph konnte die Stube verlassen. Zufrieden saß er am Schreibtisch. Er hatte die letzten Tage her arbeiten können und die Zeit wohl benützt; nun fand er, daß er durch den Zwischenfall auch nicht um allzuviel Zeit gebracht worden sei, denn die versäumten Vorlesungen hatte er mit Heinrich, der sie jetzt um so fleißiger zu Papier brachte, durchgegangen und sich zu eigen gemacht. Während er dies unter angenehmen Empfindungen erwog, kam der Getreue mit einer Miene, die ihnen keine Störung drohte.

„Du bist vergnügt," rief Adolph nach einem Blicke auf ihn.

„Ich hab' etwas von unserm Baron erfahren," erwiderte Heinrich, „das dir auch Vergnügen machen wird. Höre! — Wenige Tage nach deiner Affaire war Hartfels bei Stadtcommissärs. Das Duell und der Ausgang waren bekannt, und der Alte machte ein sehr ernsthaftes Gesicht. Bald darauf kam Philipp. Er wurde von seinen Verwandten sehr gemessen empfangen und ließ darüber etwelche Betretenheit an sich bemerken. Aber das war nur das Vorspiel. Nach einiger Zeit, als er in einer Ecke stand, kam unsere kleine Heroine Margarete in den Salon, sie ging auf ihn zu und sagte zu ihm: «Ich bin Ihnen böse, Cousin!» — Zum erstenmal sprach sie ihn mit Sie an — bis jetzt hatten sie sich geduzt. Philipp machte verwunderte Augen. «Warum denn aber?» entgegnete er. — «Sie haben — ja, Sie haben schlecht gehandelt! Damals, als Sie gegen den Renommisten, der auch mich geärgert hatte, die Ehre des Corps rächten, da hab' ich Sie gelobt. Sie werden sich's erinnern! Aber jetzt haben Sie Ihren Zorn an einem Corpsbruder ausgelassen, der Ihnen gar nichts zu Leide gethan hat!» — Philipp schaute den Baron an, der neben ihm stand,

und sagte spottend: «Ob das wol ein Gegenstand für junge Damen ist?» — «O,» rief Margarete, «spielen Sie nur nicht den Vornehmen! Ich weiß Alles, Alles! — Sie mögen ihn nicht! Und warum nicht? Weil er — weil er zuviel Genie hat! Weil Sie ihn beneiden!» — Philipp schwieg mit verdrießlichem Gesicht, dann fragte er maliciös: «Hat er Ihnen das vielleicht selber gesagt?» — «Ah!» rief das Kind mit offenbarem Unwillen. «Jetzt bin ich überzeugt, daß man mir die Wahrheit berichtet hat. Er — einer der besten Menschen, die ich kenne! Der, ich bin's überzeugt, wenn er Sie anklagen hörte, würde Sie vertheidigen! Sie! Und wenn er wüßte, daß Sie sein schlimmster Feind wären! — Cousin,» setzte sie nach einer Pause mit förmlicher Würde hinzu, «ich hab' Ihnen meine Meinung sagen müssen, denn sonst hätten Sie vielleicht geglaubt, daß ich diese Ihre neueste Heldenthat auch bewundere! Das thu' ich aber gar nicht, und Sie sollen's nur wissen! — Es war unrecht, was Sie gethan haben, sehr unrecht — und es soll mir lieb sein, wenn wir bald wieder etwas Besseres von Ihnen hören.»

Adolph empfand bei der Erzählung ein eigenthümliches Vergnügen. Um es zu verbergen, sagte er: „Ein sonderbares Mädchen! Ich will sie

nicht gerade altklug nennen, denn das wäre zu hart, aber frühreif, glaub' ich, das ist der Ausdruck!"

„Sie hat Geist und Temperament," erwiderte Heinrich, „und lebt seit Jahren in solchen Universitäts-Geschichten! — Mir," fuhr er mit Laune fort, „mir gefällt sie! Und wenn sie sich meiner so angenommen hätte, ich würde nicht so bescheiden sein wie du, sondern mir etwas darauf einbilden! Der Baron, wie du weißt, ist ein Kenner. Er hat gesagt: Mir ist's vorgekommen, als ob sie plötzlich um ein Jahr älter geworden wäre — und der Teufel soll mich holen, ich hab' mich in sie verliebt!"

Adolph lachte.

„Meine Nachricht war dir nicht ganz unangenehm?" fragte Jener.

„Nein, mein lieber Kindskopf," erwiderte Adolph. „Ich werde nicht versäumen, der Gönnerin meinen Dank abzustatten, wenn sich's gut schicken will."

Wenige Tage nachher erschien der Geheilte zum erstenmal wieder auf der Kneipe. Er wurde von seinen näheren Bekannten mit wahrer Freundschaft begrüßt, und die neckischen Zurufe, welche die Munteren an ihn richteten, trugen ohne Ausnahme einen gutmüthigen Charakter. Das waren in der That

Freunde — Brüder! Mit der Empfindsamkeit, welche Reconvalescenten eigen zu sein pflegt, hatte unser Adolph Anwandlungen förmlicher Rührung. Aber bald saß er, trinkend und rauchend, mit altem Behagen da.

Der Consenior erschien später. Nicht ohne Würde ging er auf den Corpsbruder zu, gab ihm die Hand und hieß ihn willkommen. Indem Beide sich hierauf ansahen, lächelten sie. Freilich in sehr verschiedener Weise. Adolph, als ob er sagen wollte: „Ich kann vergessen, edler Philipp, und deine That für eine burschikose ansehen — wenn du nicht durch die Wiederholung zeigst, daß sie vielmehr ein schlechter Streich gewesen!" Philipp mit dem Blick eines Widersachers, der durch den Sieg begütigt und guter Laune geworden ist. Es lag immer noch etwas Ironisches und Vornehmes in diesem Blicke, aber keine Feindseligkeit. Mit Würde und einem gefälligen Schmunzeln sagte er: „Jetzt, alter Freund, siehst du aus wie ein Student! — Alles, was recht ist — das ist eine Physiognomie! Trink einen Schoppen!"

Adolph ergriff sein Glas und leerte es. — Hätte Philipp sich ihm jetzt irgend freundschaftlich nähern wollen, er hätte ihm eine Art Freund werden können.

Der Philosoph würde gesagt haben: „So geht es, wenn man in einer Verbindung lebt! Man verliert jedes Urtheil!“

Am folgenden Sonntag machte der Genesene seinen Besuch beim Stadtrichter. Eigen war die Mischung von Lächeln und Bedenken, womit ihn der würdige Beamte grüßte. Die Gattin sah ihn schon mit freierem Wohlwollen an; geradezu schmeichelhaft war aber das Benehmen des Töchterleins. Diese war bei seinem Anblicke erröthet, und als er von den Eltern zu ihr trat, erwiderte sie den Gruß mit einer so herzlichen Freude, daß der Schelmenblick, welchen sie hinzufügte, sehr nöthig erschien. Mit der anmuthigen Freiheit einer Verwöhnten sagte sie: „Es ist doch nicht so schlimm! Im Grunde haben Sie dadurch nichts verloren. Mein Vetter hat's am Ende auch nicht so bös gemeint, als man uns erzählt hat.“

Adolph, nach einem Blick auf sie, versetzte: „Das ist meine Ansicht auch. Mögen aber seine Gedanken gewesen sein, welche sie wollen — nach dem Handel hat er sich wenigstens ganz gut gegen mich benommen. Ich muß mit ihm zufrieden sein.“

„Das hör' ich gerne,“ entgegnete sie. „Vielleicht,“ fuhr sie nicht ohne Selbstbewußtsein fort, „hab' ich dazu auch etwas beigetragen! Ich hab'

ihm hier in dieser Stube meine Meinung gesagt, dem Herrn Cousin, daß ihn sogar auf einen Augenblick seine gewöhnliche Sicherheit verlassen hat. Aber Unrecht kann ich nun einmal nicht leiden, und was ich auf dem Herzen habe, das muß heraus!"

Adolph sprach ihr für diesen Antheil seinen Dank aus und lobte ihre Gesinnung. Die sich mehrende Gesellschaft trennte sie, und nach anderweitiger Unterhaltung empfahl sich unser Freund.

Sehr befriedigt kam er nach Hause. Das Gefühl, das ihn belebte, war nicht etwa eine beginnende Neigung zu dem Töchterlein des Stadtrichters. Die Art, wie die Sechzehnjährige mitsprach — der Geist einer kleinen Herrin, den sie entwickelte, die Aufmerksamkeit, welche sie schon so früh dem Treiben der Studenten zuwendete, das Alles war nicht nach seinem Geschmack. Sein Ideal trug einen sanfteren, zurückhaltendern — weiblichern Charakter, und vorläufig empfand er noch gar keine Ungeduld, es zu finden. Aber die Theilnahme für seine Person, welche das reizend lebhafte Kind verrieth, übte auf seine Eigenliebe doch eine wohlthuende Wirkung. „Im Grunde," sagte er sich, „ist sie in ihrer Art charmant — wenn es auch nicht meine Art ist. Sie hat ein entschiede-

nes Rechtsgefühl, und wenn das bei der Tochter eines Justizbeamten keine Verwunderung erregen darf, so ist es doch nicht weniger lobenswerth. Kurz, es ist ein interessantes Mädchen, und ich werde mich wohl hüten, ihre Gunst zu verscherzen!“

Der in jeder Beziehung wiederhergestellte Studiosus richtete sein Leben ein, als ob er das Ideal seines Freundes Heinrich buchstäblich erfüllen wollte. Und indem er seine Zeit nützte und sich etwas zumuthete, genügte er in der That nicht nur seinen eigenen Ansprüchen, die auf den Fortgang seiner Studien gerichtet waren, sondern auch denen der Corpsbrüder. Eine Reihe schöner, genußreicher Tage war die Folge davon.

Bei der Gerechtigkeit seines Wesens und der gutmüthigen Heiterkeit seines Sinnes wird man sich nicht darüber wundern, daß er seinen Handel mit Philipp, dessen Fatalitäten er gründlich durchgekostet hatte, immer mehr von der schöneren Seite ansehen und ihn so, man kann beinahe sagen, genießen lernte. Das ist eben der Vortheil der Störenfriede, daß ihr Angriff zwar indignirend erscheint, der mit ihnen bestandene Kampf aber den braven Burschen auch dann noch mit Genugthuung

erfüllt, wenn er in ihm unterlegen ist. Adolph hatte sich mit der besten Klinge der Universität gemessen und den Waffengang so lange in der Schwebe erhalten, daß er endlich nur mit Ehren besiegt wurde. Nun freute er sich des Kampfes, und hätte sich ihn nicht mehr nehmen lassen, so wenig als die Narbe, die seinem etwas zu hellen und glatten Gesicht in der That eine männliche Zierde lieh. Sein Gefühl kam natürlich dem Gegner zugute, und wenn der Wackere auch nicht so weit ging, ihm für die Art seines Anbindens gar noch dankbar zu sein, so erschien ihm doch die That und die Gesinnung desselben jetzt im mildesten Lichte.

Die Erwartung, die sich im Herzen Adolph's gebildet hatte, rechtfertigte der Consenior: er unternahm nichts Feindliches mehr gegen ihn! Der Verdruß über die Erfolge des Mitschülers hatte sich genug gethan, und der Student konnte ihm keinen neuen einflößen! Jetzt stand er, Philipp Stürzer, in erster Linie, und Adolph kaum in der zweiten. In der letzten Zeit hatte der Gepriesene seinen Ruhm vermehrt durch drei Duelle mit hervorragenden Angehörigen anderer Verbindungen, die er alle Drei schlimm zurichtete, und zwar mit so genialen Hieben, daß noch lange davon die Rede

war. Nun wollte er die Herrlichkeit, deren er sich erfreute, auf einen anderen Boden übertragen. Das Motiv, nach Jena zu gehen, bestand noch, und der „Suevia“ auch das Sommersemester zu opfern, ging nicht an: alle Zeit, die ihm seine sonstigen Verpflichtungen übrig ließen, wendete der Ehrgeizige nun auf seine Vervollkommung in der Waffe, die in jener Universitätsstadt üblich war. Sich mit dem „Pariser“ ebenso gefürchtet zu machen, wie er's mit dem Schläger und krummen Säbel war, darauf richtete er sein ganzes Augenmerk, und wie kein Interesse mehr, so hätte er jetzt auch keine Zeit mehr gehabt, Adolph zu molestiren. Sein innerstes Gefühl gegen diesen schwand freilich nicht. Wenn er mit ihm oder über ihn sprach, erhielt der Klang seiner Stimme immer etwas Ironisches oder, im letzteren Falle, Geringschätziges. Er mochte ihn immer noch nicht, das war deutlich zu sehen; aber zu einem feindseligen Streich von seiner Seite kam es nicht mehr.

Das Semester ging zu Ende. Adolph hatte dem befreundeten Anwalte des Corpslebens in jeder Beziehung Recht gegeben, Heinrich war sich dessen mit Freude bewußt, und sein Gegner, der Philosoph, mußte sich gelegentlich mit dem ihn beschämenden Factum aufziehen lassen. Aber nun

sollte auch er, der Vertheidiger des Obscurirens, Recht bekommen! Gewichtige Gründe bestimmten Adolph, die Universität Heidelberg zu besuchen. Und hier trat er in keine Verbindung, sondern lebte seinen Studien ausschließlich.

III.

„Alles hat seine Zeit!“ das war der Gedanke Adolph's. Drei Semester hatte er das Corpsleben mitgemacht und so ziemlich Alles darin erfahren, was einem „honorigen“ Burschen begegnen kann. Nach dem letzten Halbjahr glaubte er nichts mehr lernen zu können, und er beschloß, für sich zu leben.

Den Entschluß, zu obscuriren und sich der geistigen Ausbildung allein zu widmen, hatte er noch auf der vaterländischen Universität gefaßt, aber keinem seiner Freunde mitgetheilt. Es war ihm eine eigene lockende Vorstellung, in dem schönen Heidelberg ein sommerlich stilles, einfaches, innerlich reiches Dasein zu führen und den Grund zu legen zu einer künftigen ungewöhnlichen Wirksamkeit. Ein höherer Ehrgeiz hatte ihn ergriffen, und seine Seele schaute ganz nach dieser Seite.

Bei solcher Gesinnung begreift man, daß er

die bisherige Universitätsstadt nicht ungern verließ. Seinen Freunden hoffte er später wieder zu begegnen; was aber seine Beziehung zu der Familie des Stadtrichters und zu dem anmuthigen Gretchen betrifft, so hatte sie sich in der letzten Zeit merklich gelockert. Ein jüngeres Mitglied der „Suevia“ hatte sich der Holden, wie es Adolph schien, interessanter zu machen gewußt; da er nun seinerseits ohne alle Absichten war, so ließ er in seinem Eifer, sie zu unterhalten, sehr nach und machte sich auch in der Familie rar. Bei seinem Abschiedsbesuche war die Tochter nicht zu Hause, und er konnte ihr nur einen Gruß hinterlassen. Wenn ihn zuweilen doch eine gewisse Möglichkeit umgaukelt hatte, jetzt war sie ganz zerflossen.

Nach munter verlebten Ferien war er früh nach Heidelberg gegangen, hatte sich eine Wohnung gemiethet mit schöner Aussicht und sich darin so bequem und hübsch eingerichtet, wie sein feiner Sinn es verlangte. Bald war er völlig einsam. An den ersten Tagen hatte er Bekannte getroffen; diese traten aber in eine Verbindung, welche mit der „Suevia“ in Cartell stand, und als er ihrer Aufforderung nicht folgen zu können erklärte, ließen sie ihn gehen.

Ihm war so wohl, wie kaum früher im Leben.

Er hörte die Vorlesungen, die er sich ausgewählt hatte, mit frohem Interesse, weil er sich Alles leicht aneignete, und erholte sich auf Spaziergängen oder mit unterhaltender Lectüre. Ungleich mehr Zeit als früher wendete er auf das Lesen der Journale. Es bildeten sich in ihm Gedanken über die sociale und politische Gestaltung des deutschen Vaterlandes, und er wollte sein Fach zum Organ und Ausgangspunkt machen einer gedeihlichen und ehrenvollen Mitwirkung. Das einseitig geistige Leben, das er führte, genügte ihm umsomehr, als ihn bei den Arbeiten der Gegenwart die Bilder der Zukunft erfreulich und ermuthigend und nicht selten glorios umschwebten.

Ein Monat war hingegangen. Nach und nach meldete sich in ihm doch ein Verlangen nach Umgang. Zumal auf einsamen Spaziergängen hatte er ein Gefühl, als wär' es auch in dieser Beziehung nicht gut, daß der Mensch allein sei. Einer Studentenverbindung bedurfte er nicht mehr — dieser Art von Geselligkeit war er entwachsen; aber er brauchte einen Freund.

Eines Abends während eines Ganges auf dem rechten Ufer des Neckarflusses ward es ihm klar, daß er nach eiuem solchen suchen müsse, und in der Universitätsstadt, wo sicher mehrere umherwan-

delten, die ein ähnliches Verlangen trugen, hoffte er ihn auch zu finden und den Bund mit ihm schließen zu können. In diesen Gedanken vertieft ging er über die Brücke, als plötzlich neben ihm ein helles Lachen erscholl. Er schaute auf — und erblickte Paul Werder, den Philosophen. „Mensch,“ rief er, auf ihn zugehend, „wie kommst du hieher?“

„Eine seltsame Frage!“ erwiderte der Philosoph, ihm die Hand schüttelnd. „Meine Studien fortzusetzen! — Ich komm' ein wenig spät, scheinst du sagen zu wollen? Nun, ich will hauptsächlich in der schönen Pfalz einen Sommer verleben; was das Lernen betrifft, so hoff' ich immer am meisten von dem Professor, der unter dieser Schale sitzt.“ Er deutete auf seine Stirn.

Adolph nickte vergnügt, freudig. „Du kommst wie gerufen, alter Geselle! — Ich fühle mich etwas allein —“

Paul sah ihn prüfend an. „Du bist in keiner Verbindung?“

„Ich bin Obscurant!“

„Ha!“ rief Jener, „die Wahrheit hat also doch gesiegt! — Ich hab's aber gewußt, daß ich dich noch födere. — Nun, wir wollen ein paar Obscuranten sein, die von sich reden machen!“

„Später!“ verbesserte Adolph.

„Natürlich," versetzte Paul. „Für jetzt wollen wir leben, denken, produciren, der Freiheit genießen und herumschwärmen im Reiche des Wissens und Lebens, wie Maikäfer im blühenden Obstgarten."

Der Philosoph miethete in Adolph's Nähe ein, und die Freunde verbrachten von diesem Tage an alle Mußestunden zusammen. Sie theilten den Mittags- und Abendtisch und alle Erholungen und Vergnügungen, welche Stadt und Landschaft ihnen bieten konnten.

Der Umgang mit Paul war für Adolph erquickend und sehr ersprießlich. Der Philosoph hatte einen productiven Kopf und studirte mehr, als er merken ließ. In ihm regten sich die Gedanken der Zeit. Er sah ein, daß man das Ganze in seinen genau erforschten Theilen erkennen und jedem Theile sein Recht einräumen, seine Ehre geben müsse. Die Ausgleichung in allseitiger Gerechtigkeit war sein Ideal für die empirischen und philosophischen Disciplinen, und er trachtete danach, auf seinem Felde nach diesem Gebote zu arbeiten.

Gelegentlich erfuhr Adolph, was er noch nicht gewußt hatte, daß der Philosoph in gewisser Weise auch Poet sei. „Was willst du?" sagte dieser, als er ihm die ersten Verse zeigte, „ich bin im Grunde ein übermüthiger Gesell! Ich hab' nicht nur ver-

ständige Gedanken, sondern auch tolle Einfälle, und so ein Einfall, eh' man sich's versieht, ist's ein Gedicht! — Natürlich wird die heilige Schaar der ausschließlich fühlenden Poeten mich für keinen Dichter gelten lassen. Das versteht sich von selbst. Aber danach frag' ich nichts. Ich thu' mir selbst genug, freue mich, wie die Dinger Façon bekommen — und wer weiß, ob sie nicht späterhin einer Auswahl denkender Menschen auch noch Vergnügen machen!"

An den begabten jungen Mann ist heutzutage die Aufgabe gestellt, nicht nicht nur gründlich sein Metier zu lernen, sondern auch durch allgemeine Bildung sich aufzuklären und der Mitwirkung an den Arbeiten der Gegenwart fähig zu machen. Hier leistetete unserem Juristen der Philosoph große Dienste. Der Begriff des Rechtes, das Naturrecht und der Rechtsstaat waren Beiden gemeinsame Gegenstände. Nun politisirten sie nicht blos nach Stimmungen des Tages, sondern auf wissenschaftlich gezogenen Linien. Die Ideale der Gegenwart stellten ihren Geistern sich dar und wurden vor ihnen heller und heller. Die Verbundenen theilten sich in die Provinzen. Vor gewissen Problemen stehend, sagte der Eine: „Das geht dich an," und der Andere: „Das ist deine Sache!" Paul, mit

froheſter Laune, rief einmal: „Wenn wir nur die Häfte von dem ausführen, was wir uns vornehmen, ſo werden wir große Männer!“

Wie viel Werth man ihren Unterhaltungen beilegen mag — ſo viel iſt klar, daß ſie für die Freunde ſelbſt von großer Wichtigkeit ſein mußten. Geiſtiges Leben in einem ſtetigen Austauſch von Gedanken verſetzt in eine gewiſſe Trunkenheit, und dies geſchah namentlich unſerem Philoſophen. Wenn er übrigens zuweilen etwas davon merken ließ und von Anderen, mit denen er gelegentlich zuſammenkam, für „überſpannt“ erklärt wurde, ſo rächte er ſich, indem er ſeinerſeits vornehm auf die Dinge herabſah, die Jenen wichtig erſchienen.

Eines Tages gingen die Freunde über den Hauptplatz der Stadt und ſahen ein Corps eben im Begriffe, eine ſolenne Ausfahrt zu halten. Das Selbſtgefühl, mit welchem die Chargirten bereits in vierſpännigen Wagen ſaßen, machte auf den Philoſophen eine nicht beabſichtigte Wirkung; ſein Geſicht hellte ſich auf und er ſagte zu Adolph: „Poſſen!“

Hier fand er aber keine Zuſtimmung. „Es iſt luſtig,“ nahm der Freund im Weitergehen das Wort, „daß ſich der Prediger der philoſophiſchen Gerechtigkeit immer wieder auf unbilligem Abſprechen betreffen läßt! — Mein edler Paul, in dieſer Sache

bist du nicht orientirt! Dir mangelt die Erfahrung! Das bloße Zusehen genügt nicht!"

Der Philosoph machte eine curiose Miene. „Und ich," versetzte er, „hab' mir g'nug daran gesehen! Geh! Sich seine Freiheit nehmen lassen —"

„Freiheit!" rief Adolph mit einem Tone der Ungeduld. „Eben in der Freiheit sucht man Gesellschaft, und was ist natürlicher, als daß die Landsleute sich zusammenschließen? Man gründet einen Verein; dieser braucht Gesetze; man stellt sie auf und erfüllt sie! Gern! Mit Stolz!"

Der Philosoph lächelte mit einer gewissen Zurückhaltung; Jener fuhr fort:

„Betrachten wir die Sache einmal unbefangen! Die Waffenführung ist überliefert, sie gehört zum akademischen Leben. Die Gesetze regeln mithin den Streit und den Frieden, das Duell und das gesellige Vergnügen — das Kneipleben, den feierlichen Aufzug und den Commers! Und alles das wird ebenso dem fidelen Corpsburschen eine Quelle von Genüssen."

„Was ich nie begriffen habe!"

„Weil du dich nicht in die Leute hineindenken willst! Vor Allem: das Corps bringt Ehre! Wer in ein Corps tritt, hat nicht nur die Ehre, die er

sich selber verschafft, sondern auch die, welche das Corps gibt!"

„Wenn das für ihn etwas heißen soll," bemerkte Paul, „so muß er von dieser Ehre eine sehr übertriebene Meinung haben!"

„Die hat er auch," entgegnete Adolph mit Heiterkeit. „Der echte Corpsbursche hält sein Corps für das ausgezeichnetste und sich darum a priori für besser als jeden Anderen, der einem anderen angehört. Im Kreise der Brüder — den Ersten und Vorzüglichsten der Studentenschaft — wird ihm wohl, unendlich wohl. Guter Stoff und trautes Gespräch machen die Herzen weit, selige Regungen durchziehen die Brust, und die Phantasie nimmt einen Lauf in entzückende Sphären. — Sieh' mir nicht scheel auf jugendliche Fröhlichkeit, ich weiß, was ich sage! Gefühle werden entbunden, über welche der Exaltirte, der «Kreuzfidele» selber staunt. Die Formen haben nicht gehindert — vielmehr sie haben das Vergnügen mit angefacht und gesteigert!"

Paul Werder lächelte, man konnte nicht recht sehen, ob zustimmend oder ungläubig. Der alte Corpsbursche fuhr fort: „Und das Duell! Was man auch dagegen einwenden möge, wir können's nicht entbehren! Den bloßen Frieden hält kein Mensch aus. Soll er schmackhaft sein, so muß er

abwechseln mit Streit. Nur dieser — nur Gefahr bringt jene Spannung in die Welt, die uns über die Zeit wegführt. Das Duell ist das Salz der Verbindungen. Es würzt das Leben nicht nur, wenn es vor sich geht, sondern auch, wenn es im Anzuge — und wenn es vorüber ist: als Geschichte und unerschöpflicher Gegenstand des Gespräches."

„Das heißt," versetzte der Philosoph, „es macht, nachdem es vorüber ist, auch noch das Gespräch äußerlich!"

„Aeußerlich!" entgegnete Adolph, „ich könnte ebenso gut sagen, innerlich! Die Waffenführung ist eine Kunst, das Gespräch Sachverständiger über eine Kunst gehört aber zur Aesthetik und hat die Ehre der Wissenschaft!"

Paul belohnte diese Wendung mit einem beifälligen Blicke. „Weißt du," sagte er, „wozu du eigentlich am meisten Talent hast? Zum Advocaten! — Gut also! Ohne Streit und ohne Gefahr soll der Mensch nicht leben können! Zugestanden! Gibt es aber keine höheren Kämpfe, keine edleren Gefahren?"

„Unstreitig," versetzte Adolph. „Aber nicht für Jeden. Und wir können die Ausnahme nicht zur Regel machen und der Regel nicht ihre Poesie

nehmen wollen! Lassen wir dem geregelten Studentenleben die seine, die es durch Jahrhunderte bewiesen hat. Wer dieses Leben mitmacht, der sammelt in der schönsten Zeit der Jugend einen Schatz von Erinnerungen, welcher schon Tausenden das Alter hat erheitern helfen!“

„Habeat sibi,“ versetzte Paul. „Ich hoffe mir für meine alten Tage einen andern anzueignen — so weit ich's nöthig habe! Denn mir ist, als ob mein Alter kaum in den Fall kommen dürfte, bei meiner Jugend Anlehen zu machen! — Gegen das Corpsleben sprach und spricht mir immer noch Eines am meisten: daß Menschen wie Philipp Stürzer hier die ersten Rollen spielen!“

„Das gerade leugne ich!“ rief Adolph dagegen. „Dieser Stürzer ist eine Ausnahme! Die Chargirten der Verbindungen sind in der Regel auch die ehrenwerthesten Mitglieder derselben! Wer ist jetzt Consenior bei unserer „Suevia“? Heinrich, einer der besten Menschen, die Gott erschaffen hat! — Was übrigens diesen meinen Antagonisten und deine besondere Antipathie betrifft, so ist er ein ungewöhnlicher Mensch, ja, in seiner Art ein Genie!“

„Ein sehr negatives!“ erwiderte der Philosoph.

„Wenn er das Soldatenhandwerk lernte —“ fuhr Jener fort.

„Würde er sich auch nicht besonders hervorthun!“ fiel Paul ein. „Der Kriegsmann braucht Geist und Kenntnisse so gut wie Andere, Gewissenhaftigkeit und Opferfähigkeit mehr als Andere — und Philipp ist nur eine Klinge! Weißt du denn, ob er zu einem guten Zwecke überhaupt nur Muth besitzt?“

„Du bist doch sein reiner Gegensatz,“ erwiderte der Freund — „du willst ihm Alles nehmen! Natürlich werd' ich ihm kein Führergenie zutrauen; aber einzelne glänzende Waffenthaten könnten wir von ihm erwarten — indessen, lassen wir ihn! — Meine Aufgabe war, für die studirende Jugend, sofern ihr ein lebhafter Actionstrieb innewohnt, das Corpsleben zu vertheidigen, und das glaube ich siegreich gethan zu haben.“

„Und ich,“ bemerkte der Philosoph mit Laune, „stimme zu und gebe dem Gespräche dadurch seinen befriedigenden Abschluß.“

Wäre Adolph durch den Angriff eines Corpsburschen in die Lage gekommen, das geistige Leben talentvoller Obscuranten vertheidigen zu müssen, es wäre ihm jetzt wol noch besser gelungen. Er fühlte sich so froh wie nie vorher, und als das Semester dem Ende zuging, konnte er sich sagen, daß er in diesem Halbjahr in wesentlichen Dingen mehr ge-

lernt habe, als in den drei ersten zusammenge nommen.

Zuweilen erhielten die Unterhaltungen der Freunde ein intimes persönliches Gepräge: sie schlossen sich ihre Herzen mit ihren geheimen Wünschen und Hoffnungen auf! — Gehört doch zu den schönsten Gütern dieses Alters die Phantasie, die noch unwiderlegte, ungekränkte Phantasie, die muthig und fröhlich über den Schatz der Möglichkeiten verfügt, aus ihm die schönsten Kleinodien für sich wählt und sich än den reizenden Vorspiegelungen nicht nur erfreut, sondern auch an sie glaubt, als die sich nach und nach realisiren würden! Und wie klug sie schon waren, unsere beiden jungen Denker, diesem süßen Spiel, wenn sie sich dazu verleitet sahen, gaben sie sich doch gerne hin und weideten sich an dem Glücke, welches kommen konnte, ob auch der Verständ nicht unterließ, seine humoristischen Scrupel anzufügen.

Eines Abends, als sie in der Stube des Juristen beim Thee saßen, welchem sie durch Arak einen männlichern Charakter zu geben wußten, machte Paul, aus Anlaß einer Dichtung, die sie gelesen hatten, den Vorschlag: sie sollten sich wechselseitig ihr Ideal, d. i. Diejenige schildern, die Jeder die Seinige nennen möchte. Adolph ging

darauf ein, und als ihm der Freund erklärte, er wünsche seine Beichte zuletzt abzulegen, machte er den Anfang.

Er zeichnete eine Gestalt, wie sie als das Lieblingsbild seiner Seele schon angedeutet ist. Stattlich der Wuchs, das Gesicht von einer milden, frauenhaften Schönheit. Die Haare, in Anbetracht seiner eigenen blonden, hellbraun, aber die Augen blau. Die ganze Erscheinung zutrauenerweckend, nicht glänzend, nicht unwiderstehlich anziehend. Im Betragen eine natürliche Würde, galante Schmetterlinge fernhaltend. Die Neigungen des Herzens entschieden, gerade, stetig.

In der seinigen (fuhr der junge Mann fort) wolle er eine Frau nicht für die Welt, sondern für sich. Ein Weib, wie es für den Gelehrten sich gezieme, die sich mit Arbeit und Sorge für die Wirthschaft und mit Lectüre selber zu unterhalten wisse und nicht nöthig habe, dem Manne die Stunden seiner Thätigkeit zu verkümmern. Eine stille, stillwaltende Königin des Hauses!

Der Philosoph, nach dieser Charakteristik, machte ein Gesicht, das mit der Zustimmung auch ein gewisses Bedenken verrieth. Er sagte: „Schön! Schön und solid, wie man's von dir nicht anders erwarten konnte. Aber sollte diesem «Ideal» nicht doch

noch etwas fehlen? Solltest du nicht, wenn du es nun verkörpert im Hause hättest, Gefahr laufen, hie und da — einige Langeweile zu spüren? Sollte mit den entwickelten Vorzügen nicht noch etwelche Munterkeit, eine Ader von Witz, eine gewisse Fähigkeit zu lachen und auch lachen zu machen verbunden sein?"

„Wenn diese Fähigkeiten in zweiter Linie stehen," versetzte Adolph, „und den Grundcharakter nicht beeinträchtigen, dann nehm' ich sie mit in den Kauf!"

„Freundlich!" erwiderte Paul. — „Nun, ich muß dir bekennen, mein lieber Jurist, ich finde dein Ideal nicht allzu idealistisch, deine Wünsche nicht allzu kühn. Dergleichen läßt sich wohl bei uns noch finden, wenn man sucht und die Gefundene dann mit den rechten Augen ansieht! Darauf kommt freilich Alles an. Unser Ideal ist eben Diejenige, die wir lieben!"

„Die Liebe," entgegnete Adolph, „kommt aber eben, wenn wir die sehen, welche unserem Urbild, wo nicht gleich, doch am ähnlichsten ist!"

„Wenn's Gottes Wille ist!" versetzte Paul mit einer Art von Seufzer. „Und nun bist du fertig? Du hast keine Wünsche mehr? Dein Ideal braucht

zum Exempel, wenn du es findest, nicht auch eine entsprechende Rente zu besitzen?"

„Nein," erwiderte Jener mit Ernst. „Ich trau' mir zu, meine Frau zu erhalten, und der Gedanke, daß ich in dieser Beziehung ungleich mehr für sie thun werde, als sie für mich, ist mir wohlthuend — unentbehrlich!"

„Stolz und sicher! — Dadurch erleichterst du dir aber das Finden deines Ideals noch weit mehr, und mir ist, als könnt' ich dir bereits dazu gratuliren!"

Adolph lächelte. „Um so besser," sagte er. „Ich wünsche mir extraordinäre Kämpfe und Geschicke ebensowenig vor der Ehe, wie in der Ehe! — Nun, und das Bild deiner Träume?"

„Ist eine Fee," erwiderte Paul. „Eine Fee," setzte er auf den fragenden Blick des Freundes hinzu, „die ein Mädchen, ein Mädchen, welches eine Fee ist!"

„Dürfte schwer zu finden sein!"

„Das ist die Schattenseite davon! Aber ich kann mir nicht helfen! So schwebt sie vor meiner Seele — so lächelt sie zu mir hernieder: lieb, süß, holdselig — magisch!"

Adolph sah ihn vergnügt an. „Allerdings ein Ideal, das unendlich viel idealistischer ist, als

das meine. — Und dergleichen hoffst du zu finden?"

„Ich hoffe! — Gibt's in unserem unendlich reichen Deutschland nicht auch solche Gebilde? Der Fund wäre möglich! — Ich fürchte nur Eines!"

„Nun?"

„Daß es eine Gräfin sein wird!"

„Schlimmes Prädicat für die Erwählte eines bürgerlichen Professors! — Deine Mama, wie du mir gesagt, ist zwar selbst aristokratischer Abkunft —"

„Daher vielleicht das Ideal — der Traum, dessen ich mich nicht erwehren kann! — Offen zu reden, mein Freund, manchmal sag' ich zu mir: du bist ein Narr, mein lieber Paul! Erstens wirst du die Wundersame nicht finden; wenn du sie aber findest, dann wird sie an dir vorüberschweben. Indessen, es hilft nichts. Immer wieder steht sie vor meiner Seele in wonniger Klarheit, in einer Schönheit feierlich-hold, irdisch und himmlisch entzückend —"

„Blond?"

„Entschieden! Die Augen von einem Blau, welches dem der Kornblume sich nähert. Die Gechtsfarbe hell, nur zart rosig überhaucht. Das Profil von edler Feinheit, die Lippen ein wenig aufgeworfen, aber in der zierlichsten Form. An

der ganzen Gestalt Alles im besten Verhältniß. Nichts dürftig, aber Alles wie aus Duft gewoben!"

Adolph lachte herzlich. „Und der Geist, die Gemüthsart?" fragte er.

„Sonnig, leuchtend und warm! Ein Verstand, um Herz und Welt spielend aufzufassen. Eine Seele, die im Himmel zu Hause ist und darum auf der Erde kaum mehr etwas zu schaffen hat. Fröhlich, witzig, nach ihrem Gefallen, und in Gesellschaft Alles erheiternd! Ein Augentrost, wo sie sich zeigt, durch ihre Erscheinung Alle beglückend —"

„Aber in unaussprechlicher Liebe dir allein gehörend."

„Das," versetzte Paul, „wäre zu wünschen!"

„Wenn du nun aber eine solche nicht fändest?" entgegnete der Freund. „Oder wenn die Gefundene in unaussprechlicher Liebe nicht dir, sondern einem Anderen gehören wollte?"

„Dann," erwiderte der Gefragte, „bliebe sie — mein Ideal!"

Adolph sah ihn erheitert an. „Du hast, wie ich merke, in deinem Haupte auch ein Fach der Bescheidenheit! — Und diesem Ideal wolltest du dann allein anhängen, ihm nichts Wirkliches beigesellen?"

Die Miene Paul's zeigte hierauf etwelche Schalk-

heit. „Darüber," entgegnete er, „glaube ich nichts feststellen zu sollen."

Adolph nickte, dann sagte er: „Trotzdem, fürcht' ich, wirst du ein Mönch werden."

„Warten wir's ab!" erwiderte der Philosoph. „Wir haben zum Suchen noch mindestens ein Jahrzehnt: was kann da nicht Alles aufblühen und uns in Folge reizender Zufälle begegnen! — Lass' uns glauben und hoffen — und lass' sie uns in genialer Vorausnahme lieben, die wir dereinst lieben werden!"

Nach Ablauf des Semesters beschlossen die Freunde, ehe sie in die Heimath zurückkehrten, die Erfahrungen und Genüsse des Sommers durch eine Rheinreise zu krönen. Sie bekamen gute Witterung und verlebten eine köstliche Woche. Reich befriedigt kehrten sie in die Stadt zurück, um ihre Koffer zu packen.

An einem heitern Abend noch einmal am Neckarflusse hinschlendernd, hatten sie den überraschenden Anblick eines alten Bekannten. Derselbe, früherer Sueve, kam von Jena, wo er das letzte Halbjahr verbracht hatte, und kehrte in sein alemannisches Vaterhaus zurück. Nach verschiedenen Erkundigungen fragte man ihn auch, was der Consenior Philipp mache.

„Der ist fortgeschritten," erwiderte Jener.

„Wohin," fiel Paul ein, „kann man sich denken!"

„Er hat die Zahl seiner Duelle vermehrt?" fragte Adolph.

„Ungefähr um ein Dutzend," antwortete der Student.

„Und er war immer glücklich? Immer Triumphator?"

„Ausgenommen das erstemal," versetzte der Student. „Da bekam er einen Stich durch den linken Arm, der ihn furchtbar giftete. Er übte sich nun, als er wieder geheilt war, unausgesetzt, fing mit dem Thüringer, der ihm die Wunde beigebracht hatte, wieder Scandal an und sendete ihn mit einem Lungenfuchser nach Hause."

„Dämon!" rief Paul erregt.

„Meiner Schätzung nach," fuhr der Andere fort, „hat er noch zwei dergleichen ausgetheilt. Außerdem durchbohrte er Arme und Schultern rechts und links."

„Und — seine Studien?" fragte Adolph nicht ohne Spott.

„Wollen freilich nicht viel heißen," erwiderte der Alemanne, „obwohl er hie und da, die Mappe unterm Arme, stattlich ins Colleg geschritten ist.

— Aber auf einem anderen Feld hat er sich entwickelt, und es gelingen ihm hier Thaten, die sich denen mit den Waffen ebenbürtig zur Seite stellen."

„Auf dem Felde —?" fragte Paul mit errathender Miene.

„Der Galanterie!" versetzte Jener.

„Ihm gefallen schöne Mädchen," sagte Adolph; „sehr!"

„Ihm gefallen anderer Leute Frauen, wenn sie jung und schön sind, am meisten!"

„Ah, ah!" rief Paul. „Darauf hätt' ich gleich kommen sollen! — Und er ist noch nicht mit dem Messer niedergestoßen, noch nicht wenigstens die Treppe hinuntergeworfen worden?"

„Nichts weniger," versetzte Jener mit mehr Sympathie, als man billigen mochte. „Er hat Glück — und man fürchtet ihn!"

„Im Grunde," bemerkte Paul nach einer kleinen Pause, „ist's nur consequent. Wer den Burschen kannte, hätte sich wundern müssen, wenn sich dieses Talent nicht an ihm entwickelt hätte. Er hat eine Figur — einen Reiz, der auf gewisse Weiber verführerisch wirkt, und er ist unverschämt."

„Das ist die Hauptsache," versetzte der Student.

Paul stand nachdenklich. „Sein Vater ist ein

Forstmann, auch schon mit eigenthümlicher Physiognomie. Vielleicht wäre herauszukriegen, daß sein Großvater Franzose gewesen; wenigstens — Aber was ist denn mit dir?" rief er, sich unterbrechend, zu Adolph.

In der That bot dieser ein auffälliges Bild. Er sah erregt, mit funkelnden Augen, vor sich hin und hatte seinen rechten Arm unwillkürlich erhoben, als ob er zu einem Stoß oder Schlag ausholte.

Auf den Ruf Paul's lächelte er mehr ärgerlich als verlegen. „Possen!" erwiderte er. „Pure Narrethei! — Es ist mir etwas begegnet, was ich an mir nicht gewohnt bin. Meine Gedanken waren weit, weit weg von hier, und ein Phantasiebild regte mich auf — eine Vision, die sich mir vor die Seele gestellt hatte und mich ärgerte."

„Kann Einem passiren," versetzte der Alemanne. „Ich hab' mir auch schon zuweilen einen Stock in der Hand gedacht und auf einen Kerl losgeschlagen, von dem's mich nur verdroß, daß er die Schläge nicht gekriegt hat."

Wir können verrathen, daß die Einbildungskraft Adolph's nicht in ein fernes Land, sondern in eine ferne Zeit abgeschweift war. Er hatte sich an der Seite einer Gattin gedacht, und Philipp, der mit den Ansprüchen eines Nebenbuhlers zu ihnen kam.

Die Vorstellung wirkte unwiderstehlich: ein Grimm erhob sich in ihm, daß er ebenso gut einen Laut der Wuth hätte ausstoßen können. — Aber nun indignirte ihn die Ungebühr seiner Phantasie, und er schalt sich im Stillen einen Verrückten. „Daß wir," sagte er zu sich, „nicht genug haben an den schlimmen Erfahrungen, die wir machen — daß wir uns das Schlimmste noch dazu denken! Und am liebsten das Unsinnige."

Nachdem die Freunde mit dem alten Kameraden noch einen fröhlichen Abend verbracht hatten, rollten sie am andern Morgen, aller störenden Phantasien bar und nur den frohen Gefühlen der Erwartung hingegeben, der Heimat zu.

IV.

Ein Jahr floß hin. Den Philosophen hatte es nach Berlin gezogen. Adolph war auf ein Semester nach Göttingen gegangen, um dann an der vaterländischen Universität, welche er sich aufgespart hatte, seine Studien zu vollenden.

Durch Natur und Bildung hatte unser Freund eine Richtung empfangen, auf der er consequent fortschritt. Ihn charakterisirte ein entschiedener Sinn für positives Wissen, und da er mit einem trefflichen Gedächtnisse ausgestattet war, so behielt er über Alles, was er sich aneignete, die Verfügung. Mit wahrer Freude sah er auf den Schatz von Kenntnissen hin, der sich täglich mehrte und ihm das Gefühl eines festen, reichen Grundbesitzes gab. Aber als Gelehrter — als werdender Gelehrter — war er zugleich Denker. Er sah nicht nur seine Wissenschaft, sondern den menschlichen Geist überhaupt in einer Entwicklung be-

griffen, dessen Ziele sich ihm stets klarer darstellten; und er wollte seine Kenntnisse hauptsächlich benützen, um die nächsten Strecken des jetzt gebotenen Fortschrittes als einer der Ersten zurückzulegen.

Bei seinem philosophischen Triebe versteht sich von selbst, daß er die einschlägigen Werke studirte und von ihnen auf seinem Wege sich fördern ließ. Allein das Beste hatte hier schon der Freund gethan. Wie sehr wir durch Bücher angeregt werden können: die Flamme, welche zündet und ein Licht in uns anfacht, das nimmer erlischt, wirft doch nur der schöpferische, für Wahrheit leidenschaftlich erglühende Menschengeist in uns, wenn wir uns im rechten Moment verlangend ihm öffnen. Paul hatte das wissenschaftliche Ideal der Gegenwart und Zukunft erkannt, hatte es dem Freunde vorgehalten — und dieser hatte es aufgefaßt und sich zu eigen gemacht.

Wenn Adolph, nach der Bemerkung Heinrich's, mehr wußte als der Philosoph: der genialere Kopf war dieser. Auch er hatte ein Auge für Sachen und eignete sich ihre Kenntniß an, aber doch hauptsächlich nur, um sie als Belege für seine Ideen, für erkannte Wahrheiten zu besitzen. Erst wenn das Licht des erkennenden Geistes auf ihnen lag,

glänzten ihm die Sachen in die Seele und er behielt sie im Gedächtniß. Ihm war es vorzugsweise um die Organisation seiner Ideen zu thun — die Kenntnisse nahm er mit in den Kauf; versprachen sie aber seine Gedanken zu bestätigen, so zog er sie herbei und studirte nicht nur, was ihm die Philosophen, sondern auch, was ihm Historiker und Naturforscher boten.

Wenn je zwei Menschen die Bestimmung hatten, Freunde zu sein für's Leben, so waren es Adolph und Paul. Beide waren im Grunde ihrer Seele gut, edel gesinnt. Beide hatten bei dem tiefen Ernst ihres Wollens eine Neigung zum Scherz; Beide liebten es, in der Unterhaltung den launig spielenden Ton anzuwenden, der den Ernst verdecken soll unter ergötzlichen Lichtern. Und was die Hauptsache ist: Jeder war im Stande, sich über die Erfolge des Anderen zu freuen, als ob es die seinen wären.

Ihren Verkehr während der Zeit ihrer Trennung setzten sie in Briefen fort. Sie schrieben sich nicht oft, aber umfassend, indem sie vor Allem über ihre Studien sich im Laufenden hielten und zur Würze Schilderungen aus ihrem geselligen Leben anfügten, die meist einen satirischen Charakter hatten. Die reformatorisch angelegten Köpfe waren

natürlich mit der jetzigen Wirklichkeit auch auf diesem Feld keineswegs zufrieden und hatten sehr viele Verbesserungsvorschäge zu machen. Beide waren sie Feinde des Schlendrians, auch wo man diesen sonst noch für sanctionirt und unantastbar hielt, und Beide wollten sie mit Ueberlieferungen, die sich ihnen als Hemmschuhe der Entwicklung darstellten, kurzen Proceß gemacht sehen.

Am Ausgange seines dritten Studienjahres, an einem der letzten Augusttage, saß Adolph in seiner Stube, welcher er auch hier jenen anheimelnden Charakter zu geben gewußt hatte, der ihm zur Arbeit unentbehrlich schien. Er ging just ein Collegienheft durch, welches ihm eben keinen Lieblingsgegenstand vor die Seele brachte, das er aber trotzdem gründlichst in die Hand bekommen wollte und das ihm, je weiter er darin vorrückte, umsomehr die Freude einer erstürmten Schanze gab. Da wurde die Klingel gezogen, dann klopfte es an seine Thür in einer Art, die ihm bekannt schien. Auf sein „Herein!" kam der geahnte Freund, um unter frohen Begrüßungsrufen ihn zu umhalsen.

Viel gab es zu fragen und zu antworten. Nachdem in buntem Wechsel der Mittheilungen und Charakteristiken unter wiederholtem fröhlichen Lachen eine Stunde verflossen war, sagte Paul: „Apropos,

wie steht's mit der Hauptsache?" — Und als Jener ihn ansah, fuhr er fort: „Mit dem Ideal? — Ist es gefunden? — Und wenn auch noch nicht erobert, so doch einstweilen gesehen — und für die Eroberung ausersehen?"

Adolph schüttelte den Kopf.

„Nicht einmal gesehen?" entgegnete Paul. „Wo man doch glauben sollte, dergleichen begegnete uns auf deutscher Erde in jeder Stadt, jedem Städtchen!"

„Du verkennst mein Ideal," versetzte Adolph, „und machst dir's mit ihm zu leicht! Dennoch, wenn ich's ehrlich sagen soll: hie und da ist mir eine Gestalt, wie sie mir vorschwebte, schon begegnet. Indessen —"

„Sie hat nicht gezündet!" rief Paul.

„So ist es," erwiderte der Freund.

Jener lächelte vergnügt. „Du hast dich mithin überzeugt," versetzte er, „daß noch etwas Anderes dazu kommen muß: das Geheimniß der Sympathie. Jener wunderbare Fall, da wir erkennen und rufen: Die da ist es und keine Andere!"

Adolph antwortete: „'s ist wahr. Es ist ein Schicksal — und mich hat's noch nicht getroffen. — Aber," fuhr er fort, „wie steht's denn mit dir, mein Philosoph? Du bist im ganzen deutschen

Vaterlande herumgekommen; ist deine «Fee» noch immer Traumbild?"

Paul antwortete mit einem Seufzer. „Leider! Süddeutschland und Norddeutschland haben mich im Stich gelassen! Ich hab' sie, nach der ich überall die Blicke habe ausgehen lassen, nicht einmal in einer annähernden Ausführung gesehen."

Adolph nach einem Zunicken des Begreifens entgegnete: „Sollte dir dieses Geschick nicht auch ferner drohen? Und solltest du, um zu einem Ergebnisse zu gelangen, nicht vielmehr eine Aenderung an deinem Ideal vorzunehmen haben?"

Paul schwieg, und eine gewisse Laune klärte seine Züge. „Ich will dir ein Geständniß machen," sagte er. „Mein Ideal — die Fee — besteht noch in voller Kraft. Kein Zug daran hat sich geändert. Es wird sich auch keiner daran ändern, denn wenn uns einmal das Vollkommene erschienen ist, dann können wir's nicht mehr verbessern wollen."

„Das leuchtet ein," versetzte Adolph. — „Dessenungeachtet —?"

Etwas Anderes ist geschehen! Zu dem Vorhandenen ist etwas hinzugekommen!"

„Zu dem Vollkommenen?" rief Jener.

„Zu dem ersten Ideal ein zweites!"

Adolph's Züge erheiterten sich. „Das war eine

Auskunft!“ rief er. „Und dieses zweite Ideal, welche ist es?“

„Diejenige,“ erwiderte Paul mit großem Ernst, „welche mich liebt!“

Adolph lachte herzlich. „Schau,“ sagte er, „das nenn' ich einen Sprung! Von der äußeren Schönheit zur innersten — von der Aesthetik in die Moral! — Und ist dieses Eine Alles, was du verlangst?“

„Es ist Alles,“ entgegnete der Philosoph, „weil es in der That Alles ist. — Diejenige, die mich liebt, ist die, welche zu sich sagt: Dieser ist es und kein Anderer! Ihm will ich allein, ihm will ich ganz allein gehören. — Du gibst zu, lieber Freund, das verräth vor Allem ein edles Gemüth, eine schöne Seele?“

„Nicht zu bestreiten.“

„Und das ist die Hauptsache,“ rief Paul. „So sehr die Hauptsache, daß vor ihm alles Andere zur Nebensache herabsinkt.“

Indessen —“

Mißverstehe mich nicht,“ entgegnete Jener mit einem gewissen Behagen. „Für gleichgiltig erklär' ich an diesem zweiten Ideal nur das Specifische. Diejenige, die mich liebt, braucht nicht eben blauäugig zu sein (was bei der Ersten unerläßlich ist) — sie

kann braune, schwarze, ja graue Augen haben, und ich will darüber hinwegsehen. Sie braucht nicht gerade blond zu sein — das Haar kann hellbraun, kastanienbraun, schwarz, ja roth sein, ich will mir's gefallen lassen. Gesichtsfarbe hell oder dunkel — einerlei! Gestalt mittel, groß oder klein — einerlei!"

„Aber häßlich darf sie nicht sein —!" versetzte Adolph.

„Ist sie auch nicht," entgegnete Paul. „Kann sie nicht sein. — Die schöne Seele baut, organisirt sich die entsprechende Hülle! Die schöne Seele, die mich libt, giebt dieser für meine Augen die holdesten Zauber!"

„Das ist in gewissem Sinne —"

„Das ist in richtiger Begrenzung vollkommen wahr. Ich behaupte nicht, daß die schöne Seele jenen Leib ausbilde, welcher die Menschen auf den ersten Blick außer sich bringt. Zuweilen mag ihr auch dieser gelingen, aber die schöne Seele ist in der Regel bescheidener — oder besser: stolzer. Sie sagt sich: die Hauptsache, das bin ich; mein eigenes Licht strahlt und leuchtet, darum kann mein Hülle mit dem geringeren Glanze zufrieden sein. Ich will zwar schön sein auch in meinem Aeußern, meinem Gewande, aber noch schöner in mir selber: darum soll mein Aeußeres mir nur ähnlich, nicht aber gleich

sein, und am wenigsten soll sein Glanz den meinen verdunkeln. So erscheint uns nun die schöne Seele zum öfteren in einem Leib, der nicht ganz vollkommen ist, dem in ästhetischer Beziehung mancherlei fehlen kann, der aber, von der schönen Seele durchleuchtet, reizender und lieblicher erscheinen wird, als der vollkommene."

„Und mit so einem würdest du vorlieb nehmen?"

„So einen," versetzte Paul, „wenn ich in ihm die schöne Seele wahrnähme, würde ich lieben — sofern die schöne Seele bewegt wäre von Liebe zu mir!"

Adolph sah ihn erheitert an. „Mein lieber Philosoph," sagte er, „du bist praktischer, als ich geglaubt habe. Dieses zweite Ideal, das du dem ersten beigesellt hast, besitzt einen großen Vorzug: es ist erreichbar! Du verlangst allerdings auch in ihm viel, sehr viel — aber bei ihm kannst du — und das ist die Hauptsache! — das Beste selber thun. Daß ein Mädchen (fuhr er mit einem anerkennenden Blick auf ihn fort) dir ihre Liebe zuwendet, ist möglich, sogar wahrscheinlich. Ist aber die Liebe festgestellt, die Liebe zu dir, die Liebe zum Philosophen — dann ist auch die schöne Seele bewiesen. Wo aber die schöne Seele mit der Liebe

ist, da ist die Figur die rechte — und dem Manne ist geholfen."

„Unstreitig," erwiderte Paul. „Der ironische Ton, den du mit einklingen ließest, wäre gar nicht nöthig gewesen! In der That: hier liegt eine Chance!"

„Unzweifelhaft! Darum halte ich meinerseits auf das zweite Ideal!"

Paul schwieg. „Wenn sich nicht beide vereinigen!" sagte er dann. „Wenn es nicht eben die Fee ist, die von einer wundersamen Macht bewegt wird —"

„Dich zu lieben?"

„Es ist möglich!"

Adolph schüttelte lachend den Kopf. „Deine Actien in Bezug aufs Praktische fangen wieder an zu sinken!"

„Keine Möglichkeit," entgegnete der Philosoph, „soll von uns ausgeschlossen werden! Das Vollkommenste selber, wir müssen den Muth haben, uns seiner werth zu achten — wir müssen den Muth haben, es als das Unsere wenigstens zu denken!" — Dann, mit einemmal den pathetischen Ton lassend, fuhr er fort: „Weißt du, was das Beste an diesen Spielen der Einbildungskraft ist? Daß sie uns neugierig machen auf das, was denn doch

einmal eintreffen muß. Träume hin, Träume her: endlich muß die Gesuchte mir entgegentreten, endlich muß ich sie mit Augen schauen — und diesem Endlich seh' ich mit der feinsten Spannung entgegen!"

„Muß?" entgegnete der Freund.

„Muß," versetzte Jener. „Beleidige mich nicht, mein Lieber! Von zwei Idealen nicht einmal eines? Wenn sich ein Mensch mit dem schönen Geschlechte so viel beschäftigt in der Idee, so kann ihn eben dieses Geschlecht nicht im Stich lassen in der Wirklichkeit. Es ist genau genommen das liebevolle, das zärtliche, das gute Geschlecht — und damit gut!"

Paul wollte nur ein paar Wochen auf Besuch bleiben und den Rest der Ferien bei den Seinen verbringen, um zuletzt wieder in den deutschen Norden zurückzukehren. Was seinen Lebensplan anlangt, so hatte er noch immer den Lehrstuhl im Sinne, gab aber zu verstehen, daß er es für kein allzu großes Unglück ansähe, wenn er sein Tagwerk ausschließlich mit der Feder zu thun gezwungen würde. „Mein Vater," sagte er dem Freund, „ist im Stande, mich noch einige Zeit mit den nöthigen Wechseln auszurüsten, und ich hab' ihn überzeugt, daß er am besten thut, wenn er mich machen läßt. Er sieht meine Thätigkeit, meine Ausdauer —

sein väterliches Ohr hat auch schon die süßen Töne meines Lobes eingeschlürft, und da er selbst eine heroische Natur ist, so schenkt er mir, der ich seinen Muth von der materiellen Sphäre in eine geistigere zu verpflanzen Anstalt mache, sein Vertrauen. Erst in einigen Jahren wird die berühmte Nothwendigkeit an mich herantreten; hoffen wir, daß sie mich gewappnet findet! — Lieber Freund," fuhr er in einem Tone fort, der mehr ernst als humoristisch klang, „unsereiner sollte nichts thun dürfen als denken, forschen, produciren — und nur gelegentlich sollte man von ihm verlangen, daß er ein Buch schriebe, einen Vortrag hielte. Das Finden ist doch beiweitem die Hauptsache, und diese Hauptsache will die Welt eben am wenigsten unterstützen! Die Wissenschaft sagt: lerne, zieh Alles in Betracht, werde, wo möglich, allwissend! — und die Welt ruft dagegen: diene mir — gib mir nicht, was du willst, sondern was ich will, sei stets meines Winkes gewärtig, dann will ich dir zu leben geben! Verfluchter Casus! Um der Welt zu trotzen, brauchten wir Geld — welches aber eben meist nur von dieser selben Welt zu kommen pflegt! Hie und da gibt's freilich Ausnahmen — liebliche Zufälle — Gewinnung irgend eines großen Looses! Wenn ein solches — doch dein Auge sagt, ich sei nicht

klug — und das sag' ich auch! Trotzdem, das Menschengeschlecht braucht, wie nie zuvor, Wahrheit — Wahrheit im eigentlichsten Sinne — die Wahrheit selber — die nackte, aller symbolischen Einkleidung entledigte — die ganze Wahrheit! Natur und Geschichte werden gegenwärtig in ungeheurer Thätigkeit jeden Tag mehr vor uns aufgedeckt, dem Philosophen wird die ganze Wirklichkeit gegeben, damit er sie durch die Leuchte des erkennenden Geistes zur Wahrheit verkläre — und ihm fehlt die Zeit, die er braucht! Ihm fehlt das Gold, das man jetzt eben ihm hinschütten müßte! Ihm fehlt jene Häuslichkeit, die vielleicht eben er am nöthigsten hätte!"

„Was er braucht," fiel Adolph begütigend ein, „wird er haben! — Das muß der Berufene glauben, um wie viel mehr der Auserwählte!"

Der Philosoph lächelte nicht ohne Anmuth. „Das ist zu schmeichelhaft," entgegnete er, „um von mir nicht sofort und unbedingt unterschrieben zu werden!"

Daß die Gespräche der Beiden sich auch auf specielle Fragen der Wissenschaft bezogen und sie dann sehr ernsthaft bleiben konnten, brauchen wir nicht erst zu sagen. Am dritten Tage kannten sie sich wieder so ganz, als wären sie nie von einan-

der gewesen. Paul sagte: „Wir könnten uns jetzt schon wieder die Abschiedshände schütteln! In zwei Tagen des Beisammenseins machen wir Jahre der Trennung gut!“

Eines Abends fragte Adolph den Freund, ob er zu Hause nichts von Philipp, seinem speciellen Landsmann, gehört habe. Paul nickte mit einem gewissen Ernst und sagte: „Er geht seinen Gang! Vor Dreivierteljahren ist sein Vater gestorben und hat ihm einige tausend Gulden hinterlassen; damit spielt er den Cavalier! Er ist von Jena nach Leipzig, von da nach Bonn gezogen, und überall hat er sich durch Thaten ausgezeichnet, wie wir sie kennen. Man erzählt mir, daß er in Bonn sehr viel zu Pferde gewesen und auf den feinsten Anzug gehalten habe.“

Adolph schüttelte den Kopf. Dann, mit gutmüthigem Lächeln, sagte er: „Schade! — Schade, daß ihm nicht jährlich zwölftausend Gulden Revenüen angeboren sind! Er würde sie mit ausgezeichnetem Anstand durchbringen.“

„Und noch einige Tausend darüber!“ versetzte Paul. „Da er sie aber nicht besitzt —“

„So muß er sich eben fügen,“ entgegnete Adolph. „Er muß arbeiten, wie wir! — Eine ge-

wisse Göttin, mein lieber Freund, hat noch ganz Andere schon zur Raison gebracht!“

Der endlich nothwendig gewordene Abschied Paul's erfolgte unter frohen Betheurungen und Verheißungen. Den Philosophen hielt in sonniger Stimmung seine unglaubliche Zuversicht, den Juristen der sichere Gang auf einer geregelten Bahn.

Ein weiteres Jahr schwand hin. Adolph stand vor seinem Examen, dem er mit großer Seelenruhe entgegensah. Einige Wochen vor dem muthmaßlichen Anfang ging ihm aber eine Mittheilung zu, nach der er einer eigenthümlichen Aufregung sich nicht entschlagen konnte. Der ehemalige Stadtrichter, der Vater Margarete's (berichtete man ihm), sei an einen höheren Posten in die Hauptstadt versetzt worden — und die Tochter habe sich so schön entwickelt, daß sie auch hier schon Aufsehen gemacht habe.

Dieser Zusatz traf unseren Freund in die Seele. Bilder der Erinnerung erstanden in ihm und umgaukelten ihn, verbunden mit Vorstellungen der Einbildungskraft. Eine eigene Unruhe befiel ihn — er empfand großes Verlangen, die Gerühmte zu sehen.

V.

Am nächsten Tage schon machte er seinen Besuch. Er traf die Familie zu Hause, und man empfing ihn in einem von der Sonne des Mittags erhellten Salon mit großer Freundlichkeit. Die Augen der Eltern schauten auf den alten Bekannten, den sie schätzten, mit Blicken des Wohlwollens; die Tochter erröthete mit dem Lächeln einer angenehmen Ueberraschung. Wechselseitig in der glücklichen Lage, sich nur Erfreuliches sagen zu können, machte man davon reichlichen Gebrauch.

Ueber Margarete hatte der Bekannte nicht zu viel gesagt. Adolph empfing im ersten Augenblick einen überraschenden Eindruck. Vor Jahren etwas zu schlank, stand sie jetzt in der schönsten Ausbildung vor ihm. Das Knabenhafte der Sechszehnjährigen hatte sich verloren und einem Ausdruck reiner Jungfräulichkeit Platz gemacht. Alles war milder, gelassener an ihr, wirkte aber um ebenso-

viel wohlthuender. Und der glücklich Gelassenen schien davon selbst eine Ahnung beizuwohnen.

Sie lächelte so frisch und bei aller Kindlichkeit so zuversichtlich! „Eine Rose!" sagte sich Adolph. „Wenn je Eine diesen Namen verdient hat, so ist sie's!"

Es war nicht sein Ideal! Das Haar glänzte in einem Dunkel, welches der Schwärze sich näherte, die Blicke kamen aus braunen Augen, und die Züge, wenn ihnen durch die jetzige Fülle auch alle Schärfe genommen war, hatten doch immer noch feinere Linien, als er's an seiner „Königin des Hauses" sich vorgestellt. Auch gingen die braunen Augen lebhafter, theilnehmender umher, als ihm dies bei der Seinen wünschenswerth erschienen war. Das schadete ihr aber nicht das Mindeste. Eben so, wie sie war, versetzte sie ihn gleich in die angenehmste Stimmung, machte sie sein Herz klopfen und erfüllte es mit Verlangen, mit Schauern der Freude.

Beim Abschied lud man ihn ein, Abends zum Thee zu kommen, so oft es ihm Vergnügen mache. Adolph sagte zu und entfernte sich in froher Aufregung.

Eine halbe Stunde später auf seiner Stube im Lehnstuhl sitzend, machte er ein curioses Gesicht.

Er ging mit sich zu Rathe. — Sollte er dem Zauber, der ihn unleugbar ergriffen hatte, folgen? Oder sollte er ihn brechen? Daß sie nicht seinem Ideale glich, das freilich bedeutete gar nichts. Sie war viel reizender, als diejenigen, die ihm geähnelt hatten. Sie war anmuthiger, lieblicher, poetischer als sein Ideal selber, wenn es ihm eine Gottheit durch ein Wunder ins Leben gerufen hätte! Und diese da war lebendig und strahlend im Glanze der Jugend — ohne Wunder! Wirklichkeit, vollendete, Wonne verheißende Wirklichkeit! Von dieser Seite schien ihm Alles geboten! Aber — war es auch diejenige, die er sich aus so guten Gründen gewünscht hatte? Versprach sie, den Lebensgewohnheiten, die er bei seinem Streben unvermeidlich einhalten mußte, sich zu fügen? Konnte sie die stille, in sich selber befriedigte Gehilfin werden, die er brauchte? Legte sie in ihrer allerdings reizenden Sicherheit des Benehmens nicht allzuviel Sinn für Herrschaft an den Tag? War sie überhaupt fähig, seiner Hauptforderung nachzukommen, nur für ihn, einzig und allein für ihn zu leben und dabei glücklich zu sein?

Für jetzt (das hatte er wohl merken können) war sie noch nicht gebunden. Allein wenn er als Bewerber auftrat und man ihn fürs Erste nicht

entmuthigte, Nebenbuhler zeigten sich gewiß. — Dieser Gedanke regte Vorstellungen in ihm an, denen er sich schweigend hingab. Auf einmal, auffahrend, rief er: „Ist sie, in ihrer bestrickenden Erscheinung, nicht jenes blendende Bild, welches gewissen Naturen der Dämon zeigt, um sie von ihrem erwählten Lebenswege abzulenken? Freuden verspricht sie! Aber werden sie von Dauer — werden sie mir zu meinem Lebenszwecke gedeihlich sein? Werde ich damit Herr meines Geschickes bleiben?" —

Er beschloß, der Wirkung, die er erfahren hatte, so weit entgegenzutreten, als es nöthig war, um die Zauberin zu beobachten und ihr Inneres kennen zu lernen. Blenden und fahen lassen durch den bloßen reizenden Schein wollte er sich nicht. Er wollte eines Lebens in rühmlicher Thätigkeit sicher sein: das gab er für das lockendste Glück nicht hin. War ihm nicht Ruhe verheißen mit dem Glücke, dann entsagte er — das nahm er sich fest vor.

Bei diesem Ergebniß versteht sich, daß er am nächsten Abend bei dem neuen Director seinen Thee trank. Es erschienen außer ihm ein paar ältere Herren, ein Accessist und ein Lieutenant. Alles zusammengenommen, mußte er sich sagen, daß man ihn sehr zuvorkommend behandelte, fast auszeich=

nete. Die Kenntnisse und die wissenschaftlich gegründeten Ansichten, die er sich erworben, befähigten ihn, selbstständig mitzusprechen. Er that es mit aller Bescheidenheit, aber doch so, daß er sich den älteren Gästen bemerklich machte. Der ehrwürdigste darunter, ein quiescirter Beamter, drückte ihm einmal seine Zustimmung mit einem Blicke förmlicher Achtung aus, und es war Adolph, als ob die Züge der neben ihm sitzenden Margarete darüber eine Genugthuung verriethen. Mehrmals richtete sie an ihn das Wort, erbat sich von ihm Auskunft über Dieses und Jenes und dankte nach erhaltener Belehrung mit heiterer Anmuth. Freilich wendete sie dann ihre Aufmerksamkeit auch den anderen beiden jungen Herren zu, fragte sie theilnehmend und hörte die Antworten mit Interesse. Das kam aber auch der Tochter des Hauses in jeder Weise zu, und unser Freund sah das frohe Wohlwollen, womit sie einmal einer Erzählung des Lieutenants horchte, mit wahrer Freude: so schön kleidete es sie!

In Kurzem, da er fast jeden Abend erschien, zählte Adolph zu den erklärten Freunden des Hauses. Gelegenheit, Margarete zu beobachten, hatte er hinreichend; aber die Prüfung schien für sie nicht ungünstig auszufallen. Die Jungfrau blieb sich

gegen ihn gleich und gab ihm ungezwungen den Vorzug eines alten Bekannten; daß sie dabei eine gewisse Linie nicht überschritt und sich nichts gegen ihn vergab, das war bei dem Stande der Dinge sehr natürlich, und er hätte das Gegentheil tadeln müssen. Hielt er doch auch an sich, um die Entscheidung sich vorzubehalten! Stellte doch auch er die Kritik noch der Neigung entgegen! Gleichwol begegnete es ihm jetzt schon, daß ihm die Freundlichkeit, welche sie Anderen zuwendete, nicht immer Freude machte, sondern eine Sorge in ihm anregte, die sein Gesicht manchmal recht bedenklich erscheinen ließ. „Im Grunde," sagte er dann zu sich, „hat sie doch eine Tendenz, Allen zu gefallen, auf Alle einen guten Eindruck zu machen. Ebenso gewiß ist freilich, daß sie dabei ihre Würde bewahrt und Jeden in den gehörigen Schranken hält. Man huldigt ihr, und sie nimmt es entgegen und vergilt es, mit einem anerkennenswerthen Tacte, durch eben das Maß von Güte, worauf Jeder Anspruch zu haben scheint. Es ist eine Sonne, soll sie nicht scheinen? Soll sie nicht Freude machen und durch ihre beglückenden Wirkungen selber beglückt werden?"

Zu Hause, wenn er nach längerem Studium eine Pause machte und seine Gedanken dem Gegeenstande sich zuwendeten, fühlte der Geist sich frei,

und es war ihm, als hinge die Entscheidung einzig und allein von ihm ab. Klar sah er einen Zug an Margarete, der ihm Bedenken einflößte: sie liebte die Gesellschaft und gefiel sich in ihr. Sie schien Zerstreuung nöthig zu haben; eine feinere, edlere Zerstreuung, aber Zerstreuung. Würde sie sich als die Seine begnügen mit dem, was er ihr zu bieten vermochte? Richteten sich ihre Blicke nicht verlangend nach Außen? — Sie lieblich zu finden, ihr mit Neigung anzuhängen, das konnte er (wie er nachgerade merkte) seinem Herzen nicht mehr verwehren. Aber mußte er deswegen schon eine Erklärung wagen und sich binden? Konnte er nicht die beglückenden Regungen annehmen und sich in der Stille seines Herzens ihrer freuen, bis eine Entscheidung sich von selber ergab? — Vertagen — den Ernst vertagen, das war das Gerathenste!

Nach dieser Entscheidung erhob sich indeß eine andere Stimme in ihm. Wenn er den rechten Moment, sie zu gewinnen, mit allzu weit getriebener Vorsicht entschwinden ließ? Wenn ein Anderer kam und mit kühnem Entschlusse ihm den Rang ablief? Wenn sie, mit einer Neigung für ihn im Herzen, wie er aus gewissen Zeichen schließen zu können glaubte, durch seine Zurückhaltung sich gekränkt

fühlte und von ihm sich abwendete? Dann hätte er sie verloren — durch seine Schuld verloren! Und wußte er, ob ihm je wieder im Leben ein Mädchen begegnete, dem sein Herz mit solchem Verlangen entgegenschlug? Durch sein Zaudern versäumte er vielleicht das Holdeste, was das Geschick in seiner Güte ihm anbot, um später entsagen oder mit dem Geringeren vorlieb nehmen zu müssen.

Diese Erwägungen für und wider konnten begreiflicherweise den Gang der angefangenen Bezauberung nicht aufhalten. Wenn Adolph bei der Lieblichen war, hielt ihn nur die ihm eigene Bescheidenheit ab, seine Neigung förmlich zu gestehen. Erwies ihm aber der Zufall eine Gunst — streifte er vorübergehend ihren Arm oder berührten bei gemeinsamem Anschauen eines Buches, eines Kupferstiches ihre Finger die seinen, da fühlte er süße Schauder im Herzen — und mußte sich dann selber fragen, was ihm denn zu einem vollkommenen Liebhaber noch fehle? — Wollte er sich nicht selber täuschen und den Stand der Dinge anerkennen, so mußte er sich sagen: Dein Loos ist gefallen!

Im Grunde, muß nicht Alles gewagt werden? Kann etwas, darf etwas gewonnen werden ohne ein Wagniß? Gefahr ist bei jeder Wahl; allein die Gefahr ist eben das Reizende. Ihr eben muß der

rechte Mann zu begegnen wissen. Die Gefahr stellt ihm eine Aufgabe, die seine ganze Kraft in Anspruch nimmt; wenn er sie aber löst, dann erwächst ihm eben aus ihr der höchste Freudensegen. Die drohende Gefahr bringt ins Leben den unentbehrlichen Reiz, die bezwungene und beseitigte schafft ihm das höchste Heil: den verdienten, gesicherten Frieden. Wo keine Gefahr ist, da droht die schlimmste, verderblichste aller Gefahren: die Langeweile!

Eines Abends, als er zuerst erschienen war, sah ihn Margarete mit einem eigenthümlichen Lächeln an und sagte: „Heute werden Sie eine Ueberraschung haben! — Ein alter Bekannter wird kommen — dem Sie jetzt hoffentlich nicht mehr gram sind.“

Adolph errieth den Angekündigten im Augenblicke. Sich zu einem Lächeln zwingend, sagte er mit halber Frage: „Ein alter Bekannter?“

„Unser Cousin Philipp,“ erwiderte sie. „Er hat uns heute Mittag besucht und auf uns alle einen recht guten Eindruck gemacht. Sein Benehmen ist gewandt, und dann hat er einen Ernst angenommen, der ihm ganz wohl steht. Er wird sein Examen machen und hat sich vorher noch durch eine kleine Tour zerstreuen wollen. — Es ist Ihnen

nicht unangenehm," fügte sie nach einem Blick auf den Schweigenden hinzu, „ihn hier zu sehen?"

„Nicht im Geringsten," versetzte der innerlich Erregte — froh, diese Antwort geben zu können.

„Das letzte Jahr," fuhr Margarete fort, „hat er sich vom Verbindungsleben zurückgehalten und fleißig studirt, wie er uns sagte."

„Dann," entgegnete Adolph mit nicht zu verkennender Ironie, „wird er sicher die Prüfung glänzend bestehen. — Ich bin neugierig auf ihn, ich bekenne es!"

Eine halbe Stunde später, zu einer ziemlichen Anzahl von Gästen, kam der Erwartete. Er sah stattlicher aus als früher und zeigte einen Anstand, wie er etwa den gereiften Weltmann charakterisirt. Schärfere Blicke hätten während des Vorstellens wahrnehmen können, daß die Würde in Miene und Haltung angenommen war und einen unlauteren Zusatz hatte, der dem Träger etwas Scheinheiliges gab. Dergleichen pflegt man aber in Gesellschaft, ohne ein besonderes Interesse, nicht zu bemerken, und so richteten die Versammelten, die ihn zum erstenmal sahen, auf den Angekommenen beifällige Blicke.

Die Begrüßung der älteren Gäste und der Würdenträger gab ihm so viel zu thun, daß er Adolph,

der an der Seite stand, nicht zu bemerken brauchte. Plötzlich, mit dem Ausdruck einer angenehmen Ueberraschung und als ob er ihn jetzt erst sähe, rief er: „Sieh' da, Freund Ritter!" Er ging auf ihn zu, ergriff seine Hand, schüttelte sie und sagte zur Gesellschaft, wie um seine Herzlichkeit zu erklären: „Wir sind zusammen gewesen auf Gymnasium und Universität und haben uns jahrelang nicht gesehen. — Wie geht's dir, alter Freund? Dein Aussehen ist vortrefflich! Nichts Angenehmeres konnte mir begegnen, als dich hier wiederzusehen!"

Adolph erwiderte das Entsprechende nicht ohne die Befangenheit des Ehrlichen — und Philipp sah es mit einem Lächeln, das Jener begriff. — „Es ist der Alte!" dachte er.

Im Verlaufe des Gesprächs wußte der Ankömmling die gute Meinung, die er durch sein Auftreten erweckt hatte, zu erhalten. Er konnte nicht Kenntnisse zeigen, die er nicht besaß — aber er verstand ihren Mangel mit großem Geschick zu decken. Er hatte viel erlebt, viel beobachtet und aus Journalen Gedanken und Argumente der Parteien sich angeeignet, die er mit bestem Tacte zu verwenden wußte. Da er nun über die Ansichten der älteren Herren bald im Reinen war, so be-

diente er sie nach Wunsch und erntete vergnügte Zustimmung. Adolph mußte sich im Stillen sagen, daß er etwas gelernt habe, was er früher nicht gekonnt, und auch auf diesem Boden ein guter Fechter sei.

Der Erfolg des Schönredners weckte in der echten Natur freilich keine Eifersucht, regte vielmehr ein Behagen in ihr an. Einen anderen Eindruck empfing aber der Gute, als Philipp eine Gelegenheit benützte, neben seiner Cousine Platz zu nehmen, und diese, die ihn wiederholt fragte, durch eine Blumenlese aus seinen Erfahrungen so zu unterhalten wußte, daß sie mehrmals lachte und herzliches Vergnügen an den Tag legte. Der junge Weltmann hatte einen Blick für charakteristische, insbesondere komische Züge, und zeichnete der schönen Landsmännin jetzt norddeutsches Wesen im Unterschiede vom mittel- und süddeutschen ebenso treffend wie ergötzlich. Adolph mußte sich bekennen, daß er's so nicht im Stande gewesen — und daß dieser Mensch gefährlicher sei, als er geglaubt hatte.

Mit fatalen Empfindungen kam er nach Hause. Den Abend über meist stumm dasitzend, hatte er um so besser gehört und gesehen. Der alte Gegner mußte von der Schönheit Margarete's Nachricht erhalten haben und eben deßhalb hieher gekommen

sein. Jedenfalls war er von dieser Schönheit geblendet. Er hatte neben ihr einen Eifer gezeigt und ein Bestreben, ihr zu gefallen, die allzu deutlich sprachen. Ihm, Adolph, war in Philipp ein Nebenbuhler erstanden, darüber konnte er sich nicht täuschen. — Aber was waren dieses Menschen Gedanken? Hatte er sich wirklich so weit geändert, daß er ernster und ehrlicher Absichten fähig war? Hatte die Familie ein Recht, anzunehmen, daß er nach vertobten Studentenjahren ein geordnetes Leben führen wolle und bereits den Anfang gemacht habe? Oder war Alles nur Täuschung und wollte er nur —? — Adolph dachte den Gedanken nicht aus, wies ihn vielmehr unwillig zurück. Aber er war peinlich verstimmt. Margarete hatte ihn vernachlässigt. Wenn er auch selber schwieg und einigermaßen schmollte, sie hätte ihn ins Gespräch ziehen, ihn aufmuntern, ihm den Vortheil ihrer belebenden Freundschaft zuwenden können. Sie unterließ es. Kaum daß sie einmal einen Blick auf ihn richtete. Ihr Herz neigte sich dem Andern zu.

That er ihr aber nicht Unrecht? Bewies ihre Bevorzugung des eben Angelangten — des Verwandten — am Ende doch nichts gegen ihre Gesinnung? War sie nicht zu klar und zu klug, um

von einem Philipp sich täuschen zu lassen? — Er wollte zusehen, genau zusehen — und nach gewonnener Ueberzeugung seinen Entschluß fassen.

Die nächsten Tage konnten ihm wenig Trost gewähren. Philipp, mit einer Gewandtheit, mit einer Artigkeit, welche durchaus uneigennützig und nur von Freundschaft und guter Laune eingegeben schien, fuhr fort, Margarete zu unterhalten, und diese horchte seinen Einfällen und Erzählungen mit wachsender Theilnahme. Der gedrückte Ernst des bisher so zufrieden blickenden Adolph mußte ihr endlich auffallen, und sie beredete ihn darum. Es fiel ihm nichts Besseres ein, als die Schuld auf „Kopfweh“ zu schieben.

Dem jetzigen strengen Urtheiler enthüllte sich die ganze Dürftigkeit in den Reden Philipp's, was Gedanken und Urtheile betraf. Sein Talent war nur Schein. Sogar die Schilderung und Charakteristik des äußerlichen Lebens bestach nur durch die leichte, burschikose Manier, womit er sie würzte. Und Margarete hörte zu, als wär' es das Begründetste, Wahrste, Antheilswertheste! Sie schien völlig befriedigt zu sein und nicht eine Ahnung zu haben, daß man sie nur mit Flitter unterhielt. „Weiber, Weiber!“ rief es in dem Gekränkten. „Von dem Aeußern, das sich ihnen gefällig zeigt,

eingenommen, täuschen sie sich über das Innere. Zeitvertreib — leicht zu habender Zeitvertreib, das ist ihr Trachten, und wer ihn bietet, der ist Meister. Ihm trauen sie dann auch die wesentlichsten Eigenschaften zu — und ihm vertrauen sie!"

Wenn seine Phantasie die Gefahr ihm vormalte, der die Arglose bei entstandener und wachsender Neigung zu Jenem entgegenging, erschrak er. Sollte er sie warnen? Sollte er ihr mittheilen, was er über einen gewissen Hang des einnehmenden Vetters gehört hatte? — Nein! Ein solches Vorgehen widersprach seinem innersten Charakter. Und wenn er sich in Andeutungen hätte halten wollen, er fand keine Worte! — Sie mochte die Wahl frei haben — die Geschicke mochten sich erfüllen. Ließ sie sich blenden von Jenem, dann hatte sie nicht den Geist und Charakter, den er in ihr vorausgesetzt; dann war sie Demjenigen ähnlicher, an welchem sie Gefallen fand — dann war ihr Verlust für den wahrhaft Liebenden ein Gewinn.

Dennoch, wenn Margarete zu einer Bemerkung Philipp's lächelte, beneidete er ihn um dieses Lächeln. Er beneidete ihn um die trauliche Aufmerksamkeit, worin sie sich gegen ihn gleich blieb. Je heiterer und schöner ihre Züge dabei wurden, desto düsterer

wurden die Gefühle des Eifersüchtigen, und er mußte sich die größte Mühe geben, um nicht eben so düster seine Miene werden zu lassen. Das Vergnügen aber, das Philipp zur Schau trug und das er durch das Licht eines gewissen tückischen Behagens verstärkt sah, welches nur Eine Erklärung zuließ, gab ihm geradezu Stiche ins Herz und verwirrte ihn um so schmerzlicher, als er sich in seiner Lage durchaus keinen Rath wußte. Er dachte jenes Duells mit dem Nebenbuhler, und die Einbildungskraft stellte ihn demselben wieder, mit schärferer Waffe, gegenüber. Aber als die Phantasie weiter gehen wollte, zuckte er die Achseln. „Das ist nicht der Weg, um diesen Menschen mir aus dem Wege zu räumen!“ sagte er sich mit bitterem Lächeln. „'s ist auch ganz unnöthig! Gelingt es ihm, ein Herz, welches auf dem Wege war, sich mir zu schenken, durch seine Künste mir wegzunehmen, dann ziemt sich für mich nur Entsagen und Vergessen! Ruhiges Entsagen, vollkommenes Vergessen!“

Die Sache war: Der Wackere verstrickte sich immer tiefer und sah sich durch immer stärkere Bande an Margarete gefesselt! Der Gedanke, daß diese Schätze der Schönheit einem Unwürdigen zufallen sollten, war ihm unerträglich. Ein schmerz-

licher Drang befiel ihn, sie zu retten — ein glühendes Verlangen, der Erkennenden und Liebenden als der Seinen alles Glück der Erde zu verschaffen. Die Phantasie malte ihm wieder und wieder die Wonnen vor, welche sie Demjenigen verhieß, den sie liebte. Sie war das einzige Ziel seines Strebens — die Vollkommene, der nichts fehlte, als daß sie ihn erkannte, der sich in Sehnsucht nach ihr verzehrte und ihr in ewiger Liebe zu eigen war.

Aeußerlich gewann er nachgehends wieder so viel Ruhe, um gute Miene zu machen und nicht durch hartnäckiges Schweigen auffällig zu werden. Und da wollte ihn doch wieder bedünken, als ob Margarete nicht so sehr gegen ihn verändert sei und von einem innigeren Interesse an Philipp nichts bemerken lasse. Im scherzenden Gespräche mit diesem gefiel sie sich, das war deutlich, und für seinen Eifer, sie zu unterhalten, wußte sie ihm Dank; aber ihr Benehmen blieb so ruhig, ihr Gesicht so hell und so heiter. Nur freundlich war sie gegen ihn — niemals zeigte sie jene Verwirrung, die ein leidenschaftliches Ergriffensein verrieth und dem Gegner zweifellose Hoffnung gab. — Das Herz des Liebenden nahm wieder Trost an; er hielt sich an die schönere Möglichkeit, und fast ge-

wann er die frühere Sicherheit wieder. Da warf ihn eine zufällige Wahrnehmung in die tiefste Unruhe zurück.

An einem schönen, milden Nachmittag hatte die Familie mit den beiden jungen Männern einen öffentlichen Garten vor dem Thore besucht, um hier Kaffee zu trinken und eine Musik-Production anzuhören. Philipp war sehr eifrig, der Cousine galante Dienste zu leisten; Adolph sah sich mehr an die Eltern gewiesen. Diese wurden später von Bekannten in Anspruch genommen, und unser Freund, allein sitzend, schien ganz in seine Gedanken oder in das Concertstück vertieft, das an seinen Ohren vorüberrauschte. Aber er behielt die Beiden, die heute nur für sich da zu sein schienen, wohl im Auge. Da bemerkte er, daß Philipp, welcher Margarete gegenüber saß, einen Blick auf sie richtete, der nicht nur ein zärtlich dringendes Gefühl, sondern eine zuversichtliche Hoffnung ausdrückte. Es war ein fascinirender Blick, zugleich tiefe, glühende Neigung und das Selbstgefühl eines Mannes verrathend, der mit ihr Glück und Ehre verhieß. Und er that seine Wirkung! Margarete wurde roth, schlug die Augen nieder und ein wehmüthiges Lächeln umfloß ihre Lippen.

Im ersten Moment hatte der Liebende eine

marternde Empfindung. Sie war für ihn verloren. Sie kannte die Liebe seines Feindes — billigte, erwiderte sie. — Dann erhob sich in ihm doch wieder eine Stimme zu ihren Gunsten. Philipp hatte ihr mit allen Artigkeiten gehuldigt, hatte seine Empfindung für sie verrathen — und sie wollte ihn durch eine Miene der Mißbilligung nicht kränken. Sie ergab sich in ihr Geschick, und ihr Lächeln war nur das Lächeln des Bedauerns. Ein Blick, wie er aus dem Auge Philipp's gekommen war, mußte das unbewacht überraschte Herz ergreifen; aber diese Regung bewies nichts, das edle Selbst rügte sie und tilgte sie wieder.

Darauf hatte aber der strengere Geist in Adolph eine Entgegnung. Wenn die Zärtlichkeit eines Menschen, den sie kennen sollte, ihr Herz nicht gewonnen hat, so hat sie dem Weibe doch geschmeichelt. Es ist eben wieder Einer, der dem Zauber nicht zu widerstehen vermochte — und das ist natürlich kein Verbrechen, sondern ein Schicksal, welches Mitleid und Linderung verdient. Soll man dem Besiegten und Gefesselten nicht eine Miene zuwenden, die ihn auf einen Moment glücklich macht und die Gabe seiner Liebe mit einer kleinen Erkenntlichkeit lohnt? Gebunden ist man ja dadurch in keiner Weise! — „Ja," rief es in dem

Zürnenden, „gebunden ist man dadurch nicht! Aber eine Neigung hat man verrathen, nicht nur Einem zu gefallen, sondern Mehreren! Den Beweis einer Gesinnung hat man geliefert, mit welcher einen Bund zu flechten Niemand gerathen ist!“ —

Wenn sich der Mensch in ein Netz verschlungen sieht, wo die Befreiung ihm unmöglich erscheint, dann kommt nicht selten die Nothwendigkeit des Lebens und schafft eine ganz einfache Lösung. Alles wird anders, wenn der Stand der äußeren Dinge sich ändert und den Persönlichkeiten zwingende Pflichten auferlegt werden.

Die Nebenbuhler mußten Beide den Wahlplatz verlassen. Die Zeit der Prüfung war herangenaht; sie rief den Einen an die Universität zurück, auf der er das letzte Jahr seinen Studien obgelegen, und wies den am Orte Bleibenden auf die Arbeiten der Vorbereitung, die er in der letzten Zeit so ziemlich vernachlässigt hatte.

VI.

Ein eigener Zustand, wenn das Herz einen leidenschaftlichen Zug empfindet, welcher dem Verstande Bedenken einflößt. Oberflächliche Seelen, die von dem Reichthum des menschlichen Wesens keinen Begriff haben, pflegen zu sagen: „Wer hier den Verstand mitsprechen läßt und auf ihn hört, der liebt nicht.“ Aber man kann von einer glühenden Neigung ergriffen, die Phantasie kann bezaubert sein — und man kann in gewissen Momenten dennoch erwägen, ob dieser Drang nicht verhängnißvoll sei und an dem Ziele, zu dem er hinreiße, nicht Schaden und Verderben laure. Denn hinter dem Süßesten liegt das Bitterste, und das ganz unschuldig und harmlos Aussehende kann mit Einemmal ins Tragische umschlagen. Es ziemt sich also wol, an seine Lebensaufgabe, seine Pflichten zu denken und über dem nächsten Ziel bei einer Neigung, die mit uns Ernst machen will,

auch der weiter hinausliegenden nicht ganz und gar zu vergessen.

Adolph sah den Tag seiner Prüfung durch die Entscheidung des Looses um zwei Wochen hinausgerückt. Er hätte nun wol auch noch Zeit finden können, das Haus des Directors zu besuchen und den ungestörten Umgang mit der Tochter zu Gunsten seiner Liebeswerbung zu benützen. Allein er wollte nicht. Sein Wegbleiben war erklärt, und er verschmähte einen Vortheil, der eben eine Selbsttäuschung einschließen konnte. Verstand und Ehrgefühl riefen ihm zu, die Zeit anzuwenden zu dem Einen, das ihm den Boden gründete für alle weiteren Verhältnisse des Lebens. „Mag ich zurückstehen in so Manchem,“ sagte er sich, „Eins hab' ich gelernt, und damit will ich mich hervorthun und meine Ehre finden.“

Er überging alle Disciplinen, worin er Rede und Antwort stehen mußte, noch einmal, und wenn solches Durchlaufen dem bis dahin Unkundigen nur sehr wenig zu nützen vermag, so fördert es umsomehr den Fleißigen, der sich das Material bereits eingeprägt hat; es befähigt ihn, die Theile zusammenzufassen zum Ganzen und über jene von diesem aus zu gebieten. Und je mehr er den Gegenstand in seine Macht bekommt, je

mehr er das Gefühl seiner Kraft erlangt, desto heiterer wird sein Geist und desto gesünder sein Urtheil, nicht nur über die Wissenschaft, sondern auch wieder über das Leben.

Unserm Freunde war in solchen Momenten geistigen Kraftbewußtseins, als habe er aus seiner und Philipp's Beziehung zu Margarete viel zu viel gemacht und sich durch seine Phantasie irre führen lassen. Als habe zumal er selber an die Geliebte viel zu große Anforderungen gestellt. Im Grunde, was wollte er von ihr? Daß sie, während er sich besann und mit seiner Erklärung zurückhielt, ihm ihre Neigung zu erkennen gebe! Darin lag in der That sehr viel Selbstsucht, und wenn er von seinen übertriebenen Ansprüchen absah, blieb an Margarete nur sehr wenig Schuld — wo nicht gar keine!

Als er dies einmal, kopfschüttelnd und lächelnd, sich gesagt, empfand er ein eigenes Verlangen, die Reizende wiederzusehen. Es war ihm, als hätte er sie gar noch nicht auf die rechte Weise betrachtet. Als hätte er bis jetzt nicht das Auge der Liebe, der herzlichen, klaren Liebe, sondern nur das der prätentiösen, blinden Leidenschaft für sie gehabt. Ein Gang — und er konnte sehen — mit hellem, vorurtheilslosem Geiste sehen!

Bald nach Tisch machte er sich auf den Weg. Er traf den Director im Salon, eben im Begriffe, auszugehen. Das Gesicht des eben so würdigen als gescheiten Herrn klärte sich auf, als er den von ihm besonders geschätzten jungen Mann erblickte. Adolph hatte eine technische Frage an ihn wegen der Prüfung, und Jener gab ihm die Auskunft mit wohlwollendem Zutrauen. „Sie sind fleißig," sagte er. „Sie thun wohl daran, obschon Sie's im Grunde nicht mehr nöthig haben. Aber besser ist besser!" Und mit bedenklicher Miene setzte er hinzu: „Von unserem Vetter sind schlimme Nachrichten eingelaufen."

„Was ist geschehen?" rief Adolph.

„Was ich hätte voraussehen sollen!" erwiderte der Director. „Er hat die Prüfung nicht bestanden."

Ein Gefühl der Genugthuung ging unwiderstehlich durch die Seele des Wackeren; aber sofort wehrte er sich dagegen. — „Philipp," sagte er mit Ernst, „hat eben zu viel Zeit auf andere Künste gewendet. Für's Examen braucht er noch ein Jahr. Damit wird er den Schaden wieder gutmachen!"

Während der Beamte eine Miene zeigte, als ob er überhaupt nichts Gutes mehr erwarte, ging

die Seitenthür auf und es erschienen Mutter und Tochter.

Nach gewechselten Grüßen sagte die Frau: „Wissen Sie die Neuigkeit schon?"

„Ich hab' sie ihm eben mitgetheilt," versetzte der Gatte.

Jene, mit einem Ausdruck von Bedenken und Mißbilligung, fuhr fort: „Er hat's eben zu leicht genommen, der junge Herr! — Kopf hat er freilich, und wenn er sich Mühe geben wollte —"

„Wenn," fiel der Gemahl etwas ärgerlich ein. — „Gut! Es wird sich zeigen!"

Adolph hatte unterdessen auf Margarete gesehen. Sie stand neben der Mutter in vollkommener Ruhe. — „Das," sagte er sich, „ist nicht das Aussehen eines Mädchens, welche das Mißgeschick eines Geliebten erfahren hat!"

Der Director verabschiedete sich, und die Gattin begleitete ihn auf den Corridor. Adolph, mit der Tochter allein, sagte: „Sie scheinen das Unglück Ihres Cousins nicht so schwer aufzunehmen!"

Margarete, mit einem Schein von Laune auf ihrem Gesichte, erwiderte: „Ist das ein so großes Unglück?"

„Im Grunde nicht. Aber doch eine recht unangenehme Erfahrung."

„Die," versetzte die Jungfrau, „mag ihn nur verdrießen. Er hat uns wiederholt gesagt, wie viel er im letzten Jahre studirt habe. Wenn's nicht wahr gewesen ist, soll er die Strafe haben!"

Adolph schaute sie an; das schöne Gesicht verrieth ordentlich eine Genugthuung. „In diesem Einen Punkte (dachte er) hab' ich mich geirrt!"

„Beinahe," fuhr sie mit einem Behagen des Spottes fort, „mach' ich mir jetzt ein Gewissen daraus, daß ich mich so viel mit ihm abgegeben habe. Aber er wollte sich bei uns ja erholen von den Anstrengungen, die er sich zugemuthet hatte! Ich glaube," setzte sie nach einem Schweigen nicht ohne Ernst hinzu, „mein Herr Cousin hat seinen Beruf verfehlt. Er hätte sicher zu manch anderem Fache mehr Talent gehabt als zu dem, welches er gewählt hat."

Adolph schüttelte den Kopf und entgegnete: „Zum Verwaltungsbeamten, wenn er sich das Theoretische noch hinlänglich aneignet, hat er viele Gaben. Er besitzt einen raschen Blick, Entschlossenheit, Energie und eine große Gewandtheit!"

Margarete sah ihn an, und ihre Züge klärten sich in holdem Lächeln auf. „Sie sind gut," sagte sie mit einem Wohlwollen, in dem etwas Mütterliches lag, „wahrhaftig gut. Er hat von Ihnen

nicht so freundlich gesprochen. Und wo er Sie anerkennen mußte, hat er's von oben herab gethan."

„Das," versetzte Adolph nach einem leichten Achselzucken, „ist gewissen Menschen unentbehrlich, und wir müssen ihnen darum Nachsicht schenken. Ich," setzte er mit der Laune gerechten Selbstgefühls hinzu, „weiß mich höher stehend, wenn ich das bin, was Sie «gut» nennen. Das Vornehmthun ist eigentlich bescheiden, denn es gesteht ein Ungenügen, einen Mangel."

Die Jungfrau nickte. Dann sagte sie: „Es wäre mir doch lieb, wenn Philipp sich ins Leben schicken lernte. Er hat gute Eigenschaften, das läßt sich nicht leugnen. Wenn er will, kann er sehr artig, sehr liebenswürdig sein. Er kennt die Welt, ist witzig, und Langeweile hat man nicht in seiner Gesellschaft."

Das sprach sie mit ernstlicher Anerkennung; aber dann, mit einem Ausdruck schelmischen Vergnügens, fügte sie hinzu: „Sehen kann man freilich recht gut, daß er auch flunkert. Ich möchte gar nicht auf alle seine Versicherungen einen Eid ablegen. — Aber er flunkert amüsant."

„Das muß ihm der Feind zugestehen!" rief Adolph mit launiger Bedeutung.

Die Miene, mit welcher Margarete ihn hierauf ansah, war beinahe eine verstehende. Dann erwiderte sie: „Es ist auch ein Talent; überall kommt man aber damit nicht durch, wie er nun zu seinem Verdruß erfahren hat.“ Sie schwieg. Nach einer Weile sagte sie mit Anmuth: „Der eine unserer Freunde hat uns im Stich gelassen — auf ihn können wir uns nicht viel einbilden. Ich hoffe, der andere wird uns entschädigen.“

Adolph, auf die Anspielung eingehend, entgegnete: „Nicht berufen!“

Margarete lachte. „Bei Ihnen,“ erwiderte sie, „kann auch das keinen Schaden thun. Sie haben das bessere Theil erwählt — und das wird jetzt aufkommen.“

Die Mutter kehrte zurück. Das Gesprä ch ging auf eine Residenz-Neuigkeit über, und endlich, mit vielen Glückwünschen versehen, empfahl sich der Freund.

Als er wieder zu Hause im Studirstuhle lehnte, sagte er sich: „Freund Philipp ist kein Concurrent, den ich fürchten muß, das ist über allen Zweifel erhaben. Die Cousine spricht über ihn munter und ironisch, dann auch wieder gerecht und billig; das verräth nicht die Spur einer ernstlichen Neigung. Sie müßte denn ihre Empfindungen verbergen

wollen und Ursache dazu haben, was ich durchaus nicht glaube. — Aber, aber," fuhr er mit einem eigenen Kopfschütteln fort, „auch gegen mich ist sie sehr unbefangen; von einer Klarheit des Antlitzes, wenn sie mit mir spricht, von einer Ruhe der Haltung und einer Milde des Blickes! Es wäre wirklich eine überraschende Lösung der Frage, ob's er oder ich sei: wenn sich herausstellte, daß es weder er ist noch ich! Auch das ist möglich — und im Leben schon öfters vorgekommen."

Nachdenklich sah er auf den Schreibtisch; dann, einen Seufzer ausstoßend, fuhr er fort: „Reizend ist sie, reizend über die Maßen — gerade weil sie ungerührt bleibt, wie eine Göttin." Mit Einemmal fuhr er auf und rief: „Eine Fee!" — Wahrlich, das ist das Wort! Mir, der ich es nicht gesucht habe, mir ist's entgegengetreten, das Ideal meines Freundes Paul." Er verstummte. Dann sagte er: „Feen sind bedenklich. Irgend ein tragisches Mißgeschick, wenn wir mit ihnen glücklich sind, erleiden wir von ihnen entweder früher oder später."

Am folgenden Tage hatte der in seine Studien Vertiefte eine Ueberraschung sehr angenehmer Art. Heinrich trat in sein Zimmer. Jubelnd begrüßten

sich die Freunde. „Wo kommst du her, alter Geselle?“ rief Adolph.

„Geradenwegs vom Examen!“ entgegnete Heinrich.

„Bestanden? Cum gloria?“

„Bestanden!“ antwortete Jener mit Behagen.

Adolph nahm ihn in seinen Arm und drückte ihm den Bruderkuß herzlich auf die Lippen. Dann, auf dem Sofa neben ihm, ließ er sich Bericht erstatten. Die Professoren und ihre Fragen mußten die Revue passiren, und der glückliche Examinand konnte nicht umhin, diesen und jenen der Examinatoren in einem etwas komischen Licht erscheinen zu lassen. Aus Allem ging hervor, daß er besonders gut durchgekommen war. Adolph schüttelte den Kopf mit schalkhafter Verwunderung. Heinrich, den Scherz würdigend, rief: „Nun ja, ich hab' Glück gehabt! Aber das letzte Jahr hab' ich auch nur gebüffelt! Mit förmlicher Wuth hab' ich die Collegienhefte in mich hineingeschlungen!“

Adolph ließ das Auge mit innigem Vergnügen auf dem Freund ruhen. „Alles hat seine Zeit,“ versetzte er. „Lustiges Leben —“

„Und männliches Kämpfen und Ringen,“ fuhr Heinrich scherzend fort, „welchem die Krone winkt! Ich gestehe dir, mir ist eine Centnerlast vom Herzen

gefallen! Wie es Einem zu Muth ist, wenn man durchfällt, das hab' ich an Mehreren gesehen — hauptsächlich aber an unserem Philipp!"

„Sein Schicksal kenn' ich!" erwiderte Adolph. „Er ist böse?"

„Er ist wüthend," versetzte Jener. „Nach Außen heuchelt er Verachtung, aber innen kocht's, und das ist begreiflich. Er war durchaus nicht darauf gefaßt. Erstens ist er verwöhnt und dann hat er wirklich im letzten Jahre gearbeitet! Immer wieder sah man ihn aus der Bibliothek mit einem Arm voll Bücher herauskommen, die er stattlich nach Hause trug, und wenn er sie auch nicht alle studirt hat, angesehen hat er sie doch. Er sprach in der Kneipe von wissenschaftlichen Problemen, stellte Ansichten auf und verfocht sie — und nun im Examen fast auf alle Fragen keine Antwort zu haben! Herumsuchen und stottern müssen und den Giftpfeilen geringschätziger Blicke sich bloßgestellt sehen! Von zwei Professoren geradezu maliciös behandelt werden!"

„Das ist ihm geschehen?"

„Die Herren waren ihm böse — aus Gründen. Nun war er, der stolze Bursche, der gefürchtete Günstling des schönen Geschlechts, in ihrer Gewalt — und sie benützten es. Auf sie hat er eine Wuth,

die er bekennt; ich würde keinem von ihnen rathen, sich an einem schicklichen Ort allein von ihm betreffen zu lassen!“

Adolph schwieg. Dann sagte er: „Was wird er thun?“

„Das,“ versetzte Heinrich, „ist mir unbekannt. Aufrichtig zu reden, ich, nachdem ich durchgekommen war, bin ihm aus dem Wege gegangen — und hab' ihn nicht mehr gesehen.“

Adolph nickte begreifend. Er hatte ein ähnliches Gefühl. Ihm wär's lieber gewesen, der in seinen Leidenschaften Unheimliche hätte bestanden und wäre in eine geregelte Bahn gekommen. Jetzt war er wenigstens froh, ihn nicht zu sehen.

Nach einer Weile klopfte er den Glücklichen lächend auf die Schulter und sagte: „Ja, ja, du bist im Port. Aber ich, mein Freund, ich treibe noch im schwanken Kahne auf den Wogen, und die Götter wissen —“

Heinrich unterbrach ihn mit einem herzlichen Gelächter. „Du,“ versetzte er, „steuerst einen goldbeladenen Dreimaster in den Hafen, und der Jubelruf des wartenden Volkes wird dich begrüßen.“

Drei Tage darauf machte der so Gerühmte die Prüfung. Alles trug dazu bei, daß die Erwartungen des Freundes sich erfüllten. Die Examinatoren

kannten und schätzten den jungen Mann und behandelten ihn fast wie einen Ihresgleichen, mit dem sie ein wissenschaftliches Gespräch abhalten wollten. Die Klarheit seiner Begriffe und die Bestimmtheit seiner Kenntnisse gaben dem Examinanden selbst eine Sicherheit und Ruhe, daß er, in den Formen allerdings einer natürlichen Bescheidenheit, auch als ein Gleicher sich fühlte und benahm. Die ganze Prüfung war ihm eine Lust, denn sie war eine Kette von Erfolgen, die er, wenn auch mit zusammengenommener Kraft, gleichwol spielend errang. Alles, was er je sich angeeignet hatte, verwerthete sich heute. Aus dem Boden, den er mit nachhaltiger Willenskraft gepflügt und mit seinem Schweiße befruchtet hatte, sproßte die Blume der Ehre hervor.

Als die letzte Frage beantwortet und sein Triumph besiegelt war, mußte er sich sagen — und er sagte sich's mit geheimer Lust: daß ihm auch die Glücksgöttin Beistand geleistet habe! Der Zufall, wäre er mißwollend gewesen, hätte ihn wol auf einen und den anderen Fleck hindrängen können, wo er minder heimisch war; es geschah nicht! Abgesehen davon, dankte er den reinen Sieg hauptsächlich den philosophischen Grundbegriffen, die er sich erworben. Eben sie gaben ihm den herrschenden Ueberblick über das gesammte Material der

Wissenschaft, und einigemale setzten sie ihn sogar in die Lage, den Mangel positiver Kenntniß decken — vielmehr die entschwundene Kenntniß von dem Begriff aus wieder herbeirufen zu können.

Als er nach Hause ging, wallte sein Herz in mächtiger Freude, und die bekannten Straßen und Häuser glänzten den von Innen erleuchteten Augen in rosigem Lichte. Die Zukunft war sein — Alles war ihm erreichbar! Denn nicht nur bestanden hatte er — in diesem Fall wäre sein Gefühl übertrieben gewesen — ausgezeichnet hatte er sich — eine ungewöhnliche, ehrenreiche Laufbahn war ihm eröffnet.

Das freudig gepreßte Herz entlastete sich vor Allem in einem Schreiben an die Eltern, die so großmüthig für ihn gesorgt und ihm vertraut hatten, aber nun auch den vollgenügenden Dank und Lohn dafür erhielten. Heinrich war leider schon wieder abgereist. Aber unser Freund kannte noch manchen guten Gesellen; in einem Kreise, den er früher öfters besucht hatte, verbrachte er einen Abend, an welchem unter frohen Discursen des Weines nicht geschont wurde.

Am anderen Tage zog ihn der Drang seines Herzens in das Haus des Directors. Mutter und Tochter empfingen ihn, und jene rief: „Ihr Ge-

sicht sagt Alles! Sie haben Ihr Examen gemacht — glänzend!“

„Wenigstens,“ erwiderte Adolph, „bin ich nicht durchgefallen, und das ist mir genug.“

Margarete schüttelte den Kopf mit Schalkheit. „Sie sind bescheiden,“ sagte sie, „oder vielmehr Sie reden bescheiden. Ich halte Sie für ehrzeizig, und ich glaube, Sie wollen hinauf — hoch hinauf!“

„Darin,“ versetzte der Angeschuldigte mit Laune, „könnten Sie sich doch täuschen.“

„Das ist so gut wie eingestehen,“ entgegnete sie. „Sie haben auch gar keine Ursache, es zu leugnen. Wer soll hinaufkommen, wenn nicht derjenige, der das Genie hat?“

Ihre Züge, während sie dies sagte, verriethen wahre Theilnahme. Ihr Blick war schwesterlich — wo nicht etwas mehr.

In diesem Augenblick erschien der nach Hause gekommene Director. Mit einem Gesicht, welches Achtung und Freundschaft ausdrückte, ging er auf Adolph zu, ergriff seine Hand und schüttelte sie. „Meinen herzlichen Glückwunsch!“ rief er. „Es überrascht mich natürlich nicht, was ich von Ihnen gehört habe; aber es freut mich nicht minder.“

„Sie haben“, entgegnete Adolph, „schon erfahren, daß ich durchgekommen bin?“

„Durchgekommen?“ wiederholte der Beamte. „Sie haben ein Examen gemacht, wie es seit Jahren hier nicht vorgekommen ist. Die Professoren sind stolz auf Sie und haben Sie dem Ministerium empfohlen mit dem Zusatze, daß Sie zur praktischen Laufbahn und zum Lehrfache gleich begabt und vorbereitet wären.“

Adolph, durch diese Erklärung an dieser Stätte mit Glück überschüttet, wurde roth, verlegen und konnte nichts thun, als sich verneigen. Dann suchte sein Auge Margarete — und ein wunderbarer Anblick wurde ihm zu Theil. Die Jungfrau stand erröthet da, mit einem Gesicht, welches eine ernste, feierliche — tiefglückliche Befriedigung ausdrückte. Das war nicht die Theilnahme einer Schwester — das war die Freude der Liebenden über den Triumph des Erwählten. Ihr Gefühl, das sie bis jetzt verborgen hatte, war in dem entscheidenden Moment aufgelodert in ihr und leuchtete zu Tage.

In dem Schauer der Wonne, die ihn durchdrang, kostete es Adolph große Anstrengung, sich äußerlich ruhig zu halten; aber in sich that er ein heiliges Gelübde. Sein Loos war entschieden und sollte es sein!

Die Eltern Margarete's erhielten von dem Stande

der Dinge eine Ahnung, und die Reden, die man weiterhin wechselte und die vielmehr ausweichen sollten, täuschten Niemanden. Zum Abschied reichte Margarete dem Sieger mit frohem Zunicken die Hand. Er faßte und drückte sie, und die Jungfrau, wenn auch schwächer, erwiderte den Druck.

VII.

Trunken von Glück wandelte er nach Hause. Er hatte Alles erreicht, wonach er gestrebt und glühend verlangt. Die Ehre war sein und die Liebe — die entzückendste Aussicht war ihm eröffnet! — Im einsamen Gemach, den schönen Gefühlen sich hingebend, aber dann auch wieder nachdenkend, wandelte ihn zuletzt eine Sorge an, als könnte es zu viel sein und er das allzu reiche Geschenk wieder büßen müssen! Aber fast unwillig trat er dieser Empfindung entgegen. „Was sind wir für schwache Seelen!" rief er aus. „Wir entsagen und ringen und mühen uns, und wenn dann als die Frucht der Mühen das Glück erscheint, dann halten wir uns seiner nicht werth und stören den reinen Genuß, der uns so wohl zu gönnen wäre, durch feige Zweifel!" — Er ließ mit Willen der Freude das Wort und kostete die Erfüllungen von Grund aus.

Pflicht und Sehnsucht riefen ihn in die Arme seiner Eltern, und am anderen Morgen sehen wir

ihn auf dem Weg in die Heimat. Es war ein schöner Augenblick, als er den Auftritt hinanstieg in das traute Pfarrhaus — der würdige Vater ihn an seine Brust zog und die Mutter ihn streichelte, Thränen in den Augen. — Sein Ruhm erfüllte bereits nicht nur das ansehnliche Dorf, sondern die ganze Umgegend. Als er mit dem Vater ausging, behandelte man ihn mit einer Achtung, die ihm beinahe zuviel war, und die Kenner prophezeiten ihm eine „glänzende Carrière".

An einem einsamen Nachmittag hatte er mit den Eltern eine ernste Unterredung. Er theilte ihnen mit, wie Margarete Hartlieb ihn angezogen und gefesselt — daß er allen Grund habe, an die Erwiderung seiner Neigung zu glauben, und entschlossen sei, ihr ein Geständniß zu machen und sich mit ihr zu verloben. Das wackere Paar konnte nach der Anhörung dieses Berichtes gegen sein Vorhaben im Grunde nichts einwenden. Die Mutter erkundigte sich nach der Herzensgüte der Erwählten und nach ihrer Geschickchkeit in der Wirthschaft, und Adolph glaubte für die erste Tugend vollkommen und für die zweite insoweit einstehen zu können, „als sie in der Stadt nöthig wäre".

Der Vater gab ihm die Gefahren eines langen Brautstandes zu bedenken. Diese wollte der Sohn

nicht ganz in Abrede stellen; aber bei der Gunst, die er für sich in den maßgebenden Kreisen annehmen dürfe, werde er bald einen lohnenden Posten erlangen, und Margarete sei ein solches Kleinod, daß er sich ihrer versichern müsse, sobald er könne. Jetzt, wo sie mit ihren Eltern ihm so freundlich, so liebevoll entgegengekommen — jetzt sei die Zeit, und wenn der Brautstand auch jahrelang dauere, sie würden die Zeit schon auszufüllen wissen. Eigentlich komme es doch nur auf die Personen an, und er traue sich zu, die Schönheit dieses Verhältnisses länger im Frischen zu erhalten, als dieser und jener.

Zunächst gedenke ich in der Hauptstadt ein Jahr zu prakticiren, um einige Kenntniß und Uebung in den Geschäften zu erlangen; sein Ziel sei aber der Lehrstuhl! Darauf sei er am meisten vorbereitet und dahin gehe das eigentliche Verlangen seiner Seele. Er wolle in einem Jahre mit einer Arbeit hervortreten, die er angelegt und zum Theil schon ausgeführt habe, und mit ihr werde er seinen Gönnern es leicht machen, ihm eine Professur anzuvertrauen.

„In Gottes Namen!" rief der alte Herr nicht ohne Feierlichkeit. „Du hast bis jetzt gehalten, was du versprochen hast; wir müssen dir unser Zutrauen auch für weiter schenken."

Im Grunde war es dem Vater, als könne seinem Adolph, bei seinen Gaben, seinem Fleiß und — seiner Liebenswürdigkeit, nichts versagen. Die Familie des Directors gab ihm einen mächtigen Halt — und Alles zusammengenommen, hatte er wol Ursache, mit dem Sohne vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken.

Adolph arbeitete in seinem Ferienstübchen an dem begonnenen Werke fort und konnte mit um so besserem Gewissen auch die Vergnügungen annehmen, die sich Nachmittags und Abends in der Nachbarschaft ihm boten. Die Tage waren meist hübsch, und so gingen, eh' er sich's versah, Wochen dahin. Endlich mußte er doch an die Rückreise denken. Ein neuer Fahrplan ließ ihm aber eine vorgängige Erkundigung im städtischen Bahnhofe räthlich erscheinen, und bei schöner, milder Witterung machte er sich um so lieber auf den Weg, als er in der dortigen Restauration eine ihn ansprechende Gesellschaft zu finden sicher war.

Er kam etwas früh an und traf, nachdem er am Schalter die gewünschte Belehrung eingezogen, im Saal noch keinen der gewöhnlichen Gäste. Einigermaßen in Gedanken verließ er ihn wieder, um in den Anlagen spazieren zu gehen. Da, wie er um die Ecke des Hauses bog, hatte er einen

Anblick, der ihm einen Ruf der Betroffenheit entriß; Philipp stand vor ihm!

Dieser, nachdem er ihn einen Moment fixirt, ließ ein Gelächter hören, welches den Klang der Schadenfreude nicht verbergen wollte. — „Freund Adolph!“ rief er, „ist das dein Willkomm? Es sieht ja beinahe aus, als ob mein unvermutheter Anblick dich erschreckt hätte und dir jede Begegnung lieber wäre, als die meine?“

Adolph hatte sich gefaßt und erwiderte: „Deute meine begreifliche Ueberraschung nicht falsch! Dich hier zu treffen — wie konnt' ich das denken?“

„Du hast es,“ versetzte Jener, „dem Umstande zu danken, daß man hier eine höchst langweilige Stunde warten muß, ehe man weiter befördert wird.“

„Wo gehst du hin?“

„In die Residenz.“

Adolph, nach einem Schweigen, sagte: „Du willst dich dort immatriculiren lassen?“

Philipp lächelte bitter. „Mein Schicksal ist dir bekannt, wie ich sehe, und du glaubst nun, ich würde thun, was in meinem Falle deine Weisheit beschlossen hätte?“

„Du gehst nicht an die Universität?“

„Nein!“

„Willst du — Soldat werden?“

„Im Frieden?“ entgegnete Jener. „Um mich fuchteln zu lassen und Andere zu fuchteln — für die Parade? Danke schön! Ich will mir einen Paß verschaffen ins Ausland!“

„Fort! — Und wohin?“

„Zuerst nach Paris! Ein Jahr langt's noch bei mir, und unterdeß wollen wir sehen!“

Adolph, nachdem er einen Moment sinnend gestanden, erwiderte: „Freund Philipp, an deiner Stelle würd' ich mir das erst überlegen. Wenn du noch ein Jahr ans Jus wendest und dir Mühe gibst —“

Jener machte eine Bewegung des Verdrusses und Ekels.

„Ich hab's gethan,“ fiel er ein, „ich hab' mich dazu genöthigt: was hat's geholfen? Meine Natur, mein ganzer Mensch ist gegen dieses elende Metier! Thun will ich was. Herumschlagen will ich mich, wo etwas los ist. Manneskraft, Muth, Ausdauer soll man von mir verlangen, nicht ein Zerquälen des Gehirns und ein Auswendiglernen dessen, was Andere sich abgequält haben. Die Frage, ob in einem Handel, wo ein Härchen entscheidet, der Cajus Recht hat, oder der Sempronius, ist für mich lächerlich, und ich verachte den Scharfsinn, der

diesen Bettel auskundschaftet. Mögen Andere sich damit befassen — ich taug' nicht dazu, und ich werfe die ganze Misère über Bord!"

Adolph, nicht ohne eine Andeutung von Spott über das Pathos dieser Erklärung, schwieg. Jener, ohne es zu beachten, fuhr fort: „Mein Unglück ist, daß ich in diesem schwachen Jahrhundert geboren bin. Für meine Fähigkeiten hätt' ich früher kommen sollen, dann stånd' ich anders da in der Welt. Indessen — immer gibt's noch Gelegenheiten, wo man sein Talent einigermaßen verwerthen kann; man muß sie eben suchen."

„Und du hältst Paris —?"

„Für den Ausgangspunkt! Dort wird immer etwas erdacht und unternommen, und man kann das Abenteuer sich wählen, das man am liebsten mitmacht."

In Adolph, nach dieser Eröffnung, stritten entgegengesetzte Gefühle. Bei der Antipathie, die er gegen Philipp in den Tiefen seines Wesens empfand, und wir dürfen es wohl sagen, bei der Furcht, welche er ihm einflößte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als daß der Gesell Deutschland verließ, um Gott weiß wo sein Glück zu suchen — und sich zu verlieren. Aber eine gutmüthige Regung widersprach, ein stolzer Gedanke kam dazu, und sie

erlangten die Oberhand. „Freund Stürzer," entgegnete er, „du bist in einer Aufregung, worin man sein schlimmster Rathgeber zu sein pflegt, und nach meiner Ansicht im Begriff, die Gewißheit einer ehrenwerthen Existenz an eine phantastische Hoffnung zu setzen. Gieb dir einige Wochen Bedenkzeit — dann wirst du besser entscheiden."

Philipp sah ihn mit Verwunderung an und schüttelte den Kopf, dann ging ein Lächeln des Spottes in seinem Gesicht auf, und er rief: „Willst du mich denn aber durchaus in deiner Nähe haben, mein guter Junge? Ich hätte geglaubt, gerade du würdest mich hinwünschen, wo der Pfeffer wächst."

Adolph, der hier eines seiner Gefühle so gut errathen sah, konnte nicht umhin, etwas roth zu werden. „Was fällt dir ein!" entgegnete er.

Philipp weidete sich an dem Anblick. Dann sagte er: „Bleiben wir bei der Wahrheit, mein Bester! Du — das brauchen wir uns nicht zu verhehlen — du kannst dir wirklich gratuliren, daß ich gehe. Deine Gelehrigkeit und dein Fleiß haben Früchte getragen — du hast ein famoses Examen gemacht — und deine anderweitigen Absichten sind mir kein Geheimniß. Nun könnte man zwar glauben, ein Mensch, dessen Haupt eine solche Glorie umgiebt, hätte die Concurrenz eines Burschen, der

durchs Examen gefallen ist, nicht zu fürchten. Aber — besser ist besser! Daß ich jetzt mein deutsches Vaterland verachte und hasse und es um jeden Preis hinter mich zu kriegen suche, das ist dein Vortheil."

Adolph, bei einem Troste, welcher für ihn eine Drohung einschloß, fühlte in seinem Herzen ein Gähren, das er nur mit Mühe niederhielt. Philipp, mit einer Bewegung seines Kopfes, die etwas Stolzes haben sollte, rief: „Heiratet euch und macht euch glücklich! 's ist ein Geschöpf, wie mir nicht viele begegnet sind! Wenn du sie bekommst, bist du zu beneiden — und ich will euch dann lieber gar nicht mehr sehen!"

Die letzten Worte sollten leicht und mehr scherzend gesprochen sein; aber das wirkliche Gefühl war stärker in dem Redner als der Wille — das vornehme Lächeln wurde ein verlegenes, und die bleicher gewordenen Lippen verriethen die quälende Empfindung des Neides.

Das dreiste Bereden eines ihm theuren Verhältnisses brachte nun aber seinerseits den Guten auf. Er entgegnete mit unmuthsvoller Strenge: „Du phantasirst, mein Freund! Die Art, wie du's thust, ist für mich aber verletzend, und ich ersuche dich, in diesem Tone nicht weiter fortzufahren!"

Philipp schaute ihn an — und brach in ein Lachen aus. „Willst du vielleicht mit mir Händel anfangen?“ rief er. „Ich würde dir's nicht rathen, edler Ritter; denn mit mir ist gegenwärtig nicht zu spaßen! — Geh' — und sei nicht so pretiös! — Ich weiche dir — das sei dir genug!“

Adolph überlegte, wie er der Scene ein Ende mache. Philipp trat näher und sagte mit einem Stolze, der nicht ganz ohne nobles Gepräge war: „Halte mich nicht für schlimmer, als ich bin. Du hast mich nicht beleidigt, und kannst außer Sorge sein. Ich räche mich nur an meinen Feinden. Da gibt's aber keinen mehr, der die Kränkung, die er mir angethan hat, jetzt nicht büßte — ruhig und zufrieden kann ich das edle Land verlassen.“

Adolph's Geduld war dem Ausgehen sehr nahe. „Nun denn also!“ rief er mit humoristischer Ergebung.

„Also kann ich gehen?“ schloß Philipp höhnend. Mit einem gewissen Ernst fuhr er fort: „Ich erweise dir diesen Gefallen. Jeder hat sein Geschick in der Welt; die Welt ist aber bekanntlich rund und dreht sich. 's ist noch nicht lange her, da hab' ich dich klein gesehen neben mir. Nun steh' ich klein vor dir — wenigstens nach der Ansicht der Philister — und du strahlst im Siegesglanze.

Vielleicht ändert sich aber das Verhältniß noch einmal."

„In Gottes Namen!" entgegnete Adolph.

„Triumphire nicht zu früh," rief Jener. „Ich könnte am Ende doch wiederkommen — in einer Lage, die mir vielleicht über dich wieder Vortheile gewährte!"

Während dieser drohenden Worte dampfte der erwartete Zug heran. Philipp, nach einem Seitenblick auf diesen, betrachtete den aufgeregt Schweigenden und sagte:

„Adieu, mein Freund! Ich mache dir das Vergnügen, dich zu verlassen. Alles aber ist möglich in der Welt, und darum füge ich hinzu: wenn's im Rathe der Götter beschlossen ist — auf Wiedersehen!"

Er nahm Adolph's Hand, schüttelte sie und entfernte sich.

Der Gute stand noch eine zeitlang, als ob er auf die Stelle gebannt wäre. Dann strich er sich mit der Hand über die Stirn und machte eine Bewegung, als wollte er Jenem nachrufen: „Fahr hin!"

Der Zug war abgegangen. Die Stöße der Locomotive klangen schwächer und schwächer und verhallten endlich ganz.

Adolph, mit einer Miene, die seine Erleichterung verrieth, begab sich in die Restauration, wurde von treuherzigen Gesichtern und freundlichen Stimmen willkommen geheißen und in ein Gespräch gezogen, in welchem die Scene mit Philipp ihm wie ein Spuk entschwand.

Im Vaterhause vergingen doch noch zwei Tage, bevor er die störenden Gedanken los wurde und seinen Lebenshorizont wieder heiter sah.

Am dritten, nach einem bewegten, zärtlichen Abschied von den Seinen, reiste er in die Hauptstadt zurück. Er hatte mit sich und den Eltern ausgemacht, um die Geliebte anzuhalten in einem Schreiben an den Vater. Unmittelbar nach seiner Ankunft faßte er dieses ab. Seine günstige Lage erlaubte ihm, kurz zu sein. Er bekannte seine innige Neigung und die Hoffnung seiner Seele auf Gegenliebe; er zeigte auf die Aussichten hin, zu denen er sich berechtigt halten dürfe, und bot der Erwählten die Treue eines Herzens, das keinen anderen Gedanken habe, als ihr alles Glück der Erde zu verschaffen.

Nach einem gleichwohl in banger Aufregung verbrachten Tage und einer Nacht, in der er sehr wenig schlief, empfing er die Antwort. Sie lautete:

„Hochgeschätzter, lieber Freund! Ihr ehrendes

Schreiben habe ich gestern erhalten, und heute, nach einer Berathung mit meiner Frau und meiner Tochter, kann ich Ihnen zurufen: Kommen Sie. Meine Tochter hat mir gestanden, daß sie Ihnen mit inniger Verehrung und Liebe zugethan sei — sie trägt mir auf, Ihnen dies zu schreiben, und ich, der ich ihre Wahl vollkommen billige, thue es mit der größten Freude. Möge die schöne Uebereinstimmung Aller Ihnen und uns Allen zum Segen sein!“

Adolph, als er diese Zeilen gelesen, hatte ein Gefühl, als ob die Thore sich öffneten, die ihn zu den Seligen einließen. Einen Moment war er von der aufgegangenen Sonne des Glückes so geblendet, daß er die Augen schloß. Und wieder erregte das Zuviel mitten in der Wonne eine Bangigkeit, deren Schauer aber freilich von denen der Wonne kaum zu unterscheiden waren.

Sie war sein — sie! Mit allen Reizen ihrer entzückenden Gestalt, mit allen Zaubern ihres himmlischen Wesens. Unfaßliche — berauschende Gewißheit!

Dem schönen Rufe folgend, mit vergeblichen Bemühungen, dem Sturme seines Herzens zu gebieten, ging er den bekannten Weg in das bekannte Haus — und unter Umarmungen und Betheue=

rungen knüpfte sich das Bündniß der Herzen. Adolph, die Geliebte umschlingend und in ihr holdes Angesicht schauend, rief im Tone des Triumphes: „Ich hab' meine Fee!“ Als er ihr den Sinn des Ausrufes erklärte, ging ein reizendes Licht in ihren Zügen auf, und sie sah für sich hin mit dem Lächeln des innigsten Vergnügens.

VIII.

Eine schöne Zeit folgte für unser Paar. Im Grunde waren beide heitere Naturen, mehr geneigt, die Dinge der Welt in schönem Lichte zu sehen, als sich trübe Gedanken zu machen — und beide konnten einen großen Theil ihrer Zufriedenheit aus sich selber schöpfen. Adolph liebte Magarete zärtlich. Er war von seiner Braut nicht nur bezaubert, ihr Besitz erfüllte ihn mit Stolz, und die Glückwünsche, die er von allen Seiten empfing, hörte er mit dem innigsten Behagen. Margarete's Aussehen war das einer völlig Glücklichen, und wie hätte es auch anders sein können? Adolph war ein stattlicher Mann, von einnehmenden Zügen und liebenswürdigen Manieren, seine Gutmüthigkeit hatte etwas Herzgewinnendes, seine Liebe zu ihr war die echteste und zuverlässigste von der Welt; ihr war nicht nur seine Treue verbürgt, sondern durch den Hochbegabten auch ein wohlbehütetes ehrenvolles Dasein.

Die Verlobten konnten mit einander verkehren nach ihrer Neigung; sie waren aber zugleich so beschäftigt, daß das Verlangen, sich zu sehen, stets wieder zu neuer Frische wuchs. Margarete bildete sich zur Hausfrau und theilte mehr als bisher mit der Mutter die Sorge für die Wirthschaft. Adolph widmete sich den Arbeiten im Bureau und der Vorbereitung auf das Katheder mit ernstem, stetigem Fleiße.

Der Zärtlichkeit, die in der ersten Zeit allein regierte, gesellte sich nach und nach ein Ton scherzender Laune bei, welcher der Jungfrau sehr zu behagen schien. Trauliche Neckerei gehörte zu ihren Vergnügungen. Sie hielt dem Verlobten zuweilen vor, daß er im Gespräche mit anderen Mädchen und jungen Frauen einen bedenklichen Eifer kundgebe, und wollte die Zurückführung desselben auf sein wahres Maß und seine Bedeutung nicht gelten lassen; auf der anderen Seite hatte sie's aber auch nicht ungern, wenn Adolph ihr den Vorwurf heimgab und eine gewisse Eifersucht an den Tag legte. Sie pflegte dann mit einer Schelmerei zu lächeln, in der sie dem Liebenden über Alles reizend erschien.

Die Unterhaltung wendete sich auch auf ernste Gegenstände. Adolph sprach mit ihr von seiner

Wissenschaft, theilte ihr mit, was ihr von Interesse sein konnte, und sie hörte mit Verständniß, was er ihr in Klarheit nahe zu bringen wußte. Der denkende Jurist besaß eine eigenthümliche Fähigkeit, das zu Lehrende durch Vergleichung mit schon gekannten und begriffenen Erscheinungen eindringlich zu machen, und er übte sie gerne. Ob die Einsichten, welche Margarete gewann, in ihr selber die nachhaltige Rolle spielten, wie es der liebende Lehrer vorauszusetzen schien, das wollen wir nicht näher untersuchen; genug, daß ihre Erklärungen, sie habe das Gehörte begriffen, und die Beweise, die sie dafür gab, ihn mit großer Zufriedenheit erfüllten.

Die eintretende schöne Jahreszeit benützten die beiden Familien zu wechselseitigen Besuchen. Wenn die Gastfreundschaft im Hause des Directors glänzender war — glücklichere Tage verlebte man im Pfarrhause und in dem großen, schönen Garten, der eben jetzt in voller Blüthe stand. Margarete fiel von einem Entzücken ins andere und sagte den Schwiegereltern Schönheiten mit einer Seelenfreude, daß sie die Herzen derselben völlig einnahm. Der Sohn fragte die Mutter einmal, wie seine Braut ihr gefalle. Die wackere Frau sagte mit Laune: „Sie ist nur gar zu schön und gar zu lieb!“

Adolph lachte. „Für mich nicht!“ entgegnete er. „Ich hab' mich schon so d'ran gewöhnt, daß ich mir kein Titelchen davon nehmen ließe.“

Gleich zu Anfang der Verlobung hatte der Glückliche seinem Intimus Paul nicht nur die Karte geschickt, sondern auch ausführlich die Geschichte der letzten Zeiten geschrieben. Der Philosoph hatte darauf eine Antwort gesendet, welche für ihn charakteristisch war und von der wir mindestens die Hauptstelle mittheilen müssen. Sie lautete:

„Bei der fast ans Hausbackene streifenden Solidität deines Ideals hast du eigentlich ein so holdes Geschöpf, wie ich es nach deiner Schilderung mir vorstellen muß, zu finden gar nicht verdient. Aber die schicksalwebenden Mächte haben mehr Humor, als man ihnen gewöhnlich zutraut. Sie lieben ihren Lieblingen die Wünsche zu versagen, um sie zu übertreffen. Sie wollen die Geschenke, die sie für uns bereit haben, nicht errathen sehen, um damit überraschen zu können und nicht nur gewöhnlichen, sondern außerordentlichen Dank dafür zu empfangen. Aus diesem Grunde bangt mir sehr für meine Fee, die noch immer ganz und gar frommer Wunsch ist; und meine Hoffnung hängt nur noch an einem äußerst schwachen Faden: ich

verzweifle nämlich an ihrer Auffindung so sehr, daß mir durch ihr wirkliches Erscheinen und Entgegenkommen gleichwol die größte Ueberraschung zu bereiten wäre. Ob ich aber dadurch den Gottheiten, welche sich mit mir befassen wollen, die Gewährung abliste, steht sehr dahin. Leider hat sich mein Verlangen wieder vorzugsweise jenem ersten Ideal zugewendet. Zur Schande der Wissenschaft muß ich bekennen, daß meine Seele an der Blüthenschönheit des von uns so genannten Aeußeren viel mehr hängt, als es sich für einen Denker geziemt. Es kommt mir eben immer wieder vor, als ob doch eigentlich Alles beisammen sein müßte und insbesondere demjenigen, der die vollendete Schönheit des ewig Ganzen so wohl zu erörtern versteht, ein vollendet schönes Einzelwesen zum Lohne dafür wol zu gönnen wäre. Und sollte mir, dem ursprünglich Suchenden und Wünschenden, dann aber wieder bescheiden Zweifelnden und manchmal von einem Zagen Befallenen, welches den Neid der Götter völlig entwaffnen müßte — sollte mir, sage ich, entzogen bleiben, was gegen Sternenlauf und Schicksal, wie ich annehmen muß, dir zugeführt worden ist? Das wäre denn doch eine Willkür, die man sogar den betreffenden Gottheiten übelnehmen könnte.

„Du hast dich zwar in deinem Schreiben des Ausdruckes nicht bedient, aber der ganzen Schilderung nach ist deine Margarete eine Fee, wie sie nur je die schöpferische Phantasie jugendlicher Zeiten sich vorgemalt hat. Ich darf mir vielleicht gratuliren, daß ich von dir und ihr geschieden bin, und werde mich wohl hüten, dich zu besuchen, bevor ich nicht das Meinige mir angeeignet habe; denn das wäre des Unerwarteten und Ueberraschenden gar zu viel, wenn die Zauber, die dich in geliebte Bande schlugen, auch mich besiegten und mich nöthigten, einen Kampf mit mir selber zu kämpfen, um dem Freunde nicht ein Rival zu werden und nicht die Mächte des Unheils zu entfesseln. Indessen, keine Sorge! Mich reizt sonderbarerweise mehr das Erlaubte als das Verbotene. Was einem Anderen gehört, gewinnt nicht erst, sondern verliert für mich die unwiderstehliche Anziehungskraft, und ich würdige es nur, um es dem Eigenthümer zu gönnen, für mich aber nach der Eroberung des noch Uneroberten zu trachten.

„Lieber Freund, lassen wir den Scherz. Sei glücklich als Bräutigam und werde glücklich als Gemahl, wie du es verdienst. Um dein Haupt, das jetzt mit Rosen umwunden ist, flechte sich dir auch noch der Lorbeer und das Eichenlaub. In einem

Menschenleben ist Raum für Vieles, und du hast das Zeug dazu, um dir alle diese Kronen zu verdienen.“

In dem Schreiben hatte der Philosoph weiter gemeldet, daß er nicht ohne Glanz rite promovirt und durch Zusendung des Diploms den Vater in die beste Stimmung versetzt habe; ferner daß ein tiefsinnig humoristischer Artikel, den er in einem Journale veröffentlicht habe, sehr gerühmt und gelesen worden sei, und ihn Vertrauen und Neigung dermalen wieder entschieden auf die Seite der Feder drängen wollten.

Adolph, so vielfach in Anspruch genommen, war nicht dazu gelangt, dem Freunde von sich wieder Nachricht zu geben. Als er nun, vom Vaterhaus in seine städtische Wohnung zurückkehrend, ein Schreiben von Paul vorfand, war er einigermaßen überrascht und öffnete es nicht ohne Besorgniß, daß man ihn gehörig ausschelten werde. Die Rufe des Staunens und des Vergnügens, die er ausstieß, zeigten aber gleich, daß er ganz andere Dinge zu lesen bekam. Paul schrieb:

„Wie schade, liebster Freund, daß ich dir nicht um den Hals fallen und dich ans mächtig pochende Herz drücken kann. Mein Loos ist entschieden. Ich habe mein Ideal nicht nur gefunden, ich bin mit

ihm, d. h. mit ihr bekannt geworden, ich erfreue mich ihres Umganges und ihres gütigen Antheils. Immer auf's neue betrachte ich sie, und immer auf's neue will ich meine Augen des Trugs bezichtigen. Denn es ist nicht das zweite Ideal, das ich gefunden habe, sondern das erste; das erste, von dem ich aber innigst überzeugt bin, daß es die Vorzüge beider in sich vereinigt. Es ist die Fee, in der ich zugleich ein Engelsgemüth erblicken muß. Welche graziöse Gestalt! Welch ein schwebender Gang! Welche Feinheit und edle Reinheit der Züge! Welche Verbindung von Lebendigkeit und naturgewordener Zierlichkeit im Benehmen! Welche kindliche Frische im Gespräch — welche Holdseligkeit in der Freude!

„Aber, was schreib' ich dir da für Dinge! Die Sprache, lieber Adolph, ist unfähig, vom Wirklichen einen Begriff zu geben. Man sagt, was von mehreren gilt, und sollte doch nur sagen, was einzig und allein von der Einzigen gilt. Indem ich meine Schilderung der Lebenden gegenüber für unendlich ungenügend erkläre, freue ich mich, daß ich Augen habe, das, was ich nicht sagen kann, zu sehen, und eine preiswürdige Fähigkeit, nach jedem neuen Blick in Staunen und Entzücken versetzt zu werden.

„Leider ist's eine Gräfin. Aber gottlob keine regierende. Auch nicht die Tochter eines Besitzers mächtiger Herrschaften, sondern das Kind eines quiescirten Beamten, der von seinem Gehalte und einer mäßigen Rente ein einfach anständiges Haus macht. Dies läßt eine Bewerbung meinerseits, von der man jetzt natürlich noch gar keine Ahnung hat, nicht so ganz unvernünftig erscheinen, als sie es außerdem wäre. Gabriele ist achtzehn Jahre alt, hat Sinn für Kunst, Literatur, wo nicht gar Philosophie, und sieht aus, nicht nur als ob sie noch nie etwas Unangenehmes erfahren hätte, sondern dergleichen überhaupt nicht zu erfahren gedächte. Papa und Mama sind mir gewogen. Dies könnte gleichfalls zu Hoffnungen berechtigen, wenn man nicht aus Beispielen wüßte, daß die Freundlichkeit gewisser Personen ihre Grenze hat und auf einmal eben da Halt macht, wo wir gemeint hätten, sie müßte erst recht in Gang kommen. Aber der wahrhaft Liebende hofft immer und findet, wenn er Alles wohl erwägt, Alles möglich. Was glaubt man denn auch, daß ich von mir selber halte? Manche Schöne hat mir schon gelächelt — und mehr als Ein Elternpaar hätte mir schon vertraut! In der That, wenn ich bedenke, was ich einer Geliebten sein und werden könnte, dann erscheint mir die

Geliebte, die mich wieder liebte, beneidenswerth. Ist es nichts, von allem Großen und Schönen in allen Sphären Kunde zu haben und von Allem auch Kunde geben zu können? Ist das nur des freundschaftlichen Gesprächs, wäre das nicht der liebevollen Hingabe werth? Mit wem in aller Welt möcht' ich tauschen? Mit Niemand. Und an einem Manne, der dies von sich sagen kann, wollte man den Mangel einer Aeußerlichkeit — einer Kleinigkeit rügen?

„Lächle, mein Freund, es ist dir gestattet.

„Unter allen Umständen wird jetzt der bloße Schriftsteller nicht mehr genügen. Man muß Professor zu werden trachten und die Aussicht geben, endlich Geheimrath zu werden. Man muß der sogenannten Welt ein Zugeständniß machen, damit sie einem erlaubt, nicht mehr blos allein zu stehen, sondern noch einige lebendige Wesen um sich zu versammeln. Der Zweck heiligt das Mittel, und um die Einzige sein zu nennen, kann man am Ende auch das Katheder besteigen und die Jugend erleuchten und Saatkörner des Geistes ausstreuen, die lieblich aufgehen und Früchte tragen sollen allenthalben.

„Gehörte man nicht der deutschen Nation an, so könnte man sich die Sache noch überlegen. Ich

glaube die Fähigkeiten zu haben, die großen Wahrheiten, die gegenwärtig Jeder wissen sollte, auch Jedem eindringlich zu sagen. Ich habe Ideen zu Einkleidungen, worin ich das Höchste auch dem Geringsten faßlich an die Hand zu geben hoffte. Denn die Wahrheit, wenn man sie nur einmal selbst errungen hat, ist den einfachsten Menschen um vieles leichter klarzumachen, als diejenigen, die stets vor ihr zurückgewichen sind, vermeinen. Bedenk' ich, daß ich zu lehren vermöchte, was jetzt alle Welt lernen müßte, daß ich's zu schreiben und die Boten der neuen Heilswahrheiten auszusenden vermöchte in alle Welt, so wäre die Annahme, daß mir dafür auch der einigermaßen entsprechende Lohn eingehen sollte, an und für sich nicht ganz unnatürlich. Aber ich bin ein Deutscher, und dann hab' ich Dinge zu sagen, die, wenn sie auch noch so lebensvoll, ja noch so reizend in Scene gesetzt wären, doch immerhin einiges Denken in Anspruch nähmen. Ich bin ein Deutscher, und ich muß fürchten, daß man gerade dem, was man gegenwärtig am nöthigsten ins Haus brauchte, am eifrigsten die Thüren verschlösse, da es nicht nur in der Form eines Buches erschiene, sondern eines Buches, welches an den Gebrauch der Geisteskräfte appellirte. Es geht nicht. Ich muß mich verdoppeln,

ich muß die beiden Metiers vereinigen, und in einer Nation, welche zwar die Buchdruckerkunst erfunden hat, aber bis heute noch nicht die Kunst, der gedruckten Bücher sich zu bedienen — vor allem an eine „Stelle" mich heften und den „Stand" erlangen, den die geistvollen Deutschen allein begreifen. Ich muß — und darum werde ich es.

„Disputiren pro venia legendi, mich herumzanken mit den Inhabern veralteter Weisheit, vor das Tribunal derer mich stellen, die ich vor das meine ziehen müßte, eine kleine Zahl von Schülern lehren, was ich alle Völker lehren möchte und sollte — ich will's thun, um *sie* zu gewinnen. Nimm mir das nicht übel, geborener Professor.

„In dieser Welt wird so mancher Fehlversuch gemacht, und fast an Allem, was aufwächst, können wir Mängel wahrnehmen. Zuweilen gelingt aber der Natur und dem schaffenden Geiste, dem liebevollen Zusammenwirken beider ein Wunderwerk, das uns nicht nur überschwenglich hold ins Auge leuchtet, sondern auch von dem allgemeinen Gesetze des Wandels und der Vergänglichkeit ausgenommen scheint. Und ist es dies nicht auch, wenn die Götter gnädig sind? Bleibt nicht eben das Wesentliche und ändert sich nicht eben das Unwesentliche, welches reizend ist in der Veränderung, wie

das Wesentliche schön ist in der Beständigkeit? Und ein solches Leben für sich zu gewinnen und von der guten Mutter Natur sich reicher und stets reicher beschenken zu lassen! Sie, die Theure, in neuen Gestalten erscheinen und in jeder lieblich zu sehen, bis sie zuletzt ehrwürdig sein wird und doch noch lieblich! Alles das kann sein, kann in dieser Welt sein, wie es schon gewesen ist in bewunderten Exempeln, wenn die Geister danach sind und die Herzen und die Liebe fortglüht in ihnen — die wunderthätig ewig verjüngende, ewig verschönende! Wenn der Verstand sich dazu gesellt und der Humor und jene Poesie, welche den Menschen gegeben ist, mit göttlichem Flügelschlage sich über jede Lebensprosa hinwegzuschwingen und mit sonnigheitern Augen auf sie herniederzuschauen!

„Du siehst, mein Lieber, ich hoffe. Ich erwäge, was ich bin und bieten kann, und stelle es dem gegenüber, was Andere bieten können. Ich schmeichle mir, daß der Geist, der seine Macht beweist vom Innersten aus, etwas ist und bedeutet neben Vorzügen, womit der Mensch nur angethan ist wie mit Gewändern. Ich schmeichle mir, daß das Licht, welches heute zu leuchten vermag, mehr Ehre gibt als das, welches aufgegangen ist in vergangenen Zeiten und nur noch einen schwachen Schein in die

Gegenwart herüberwirft. Wird man das aber auch einsehen? Wird man so klug sein, um die Klugheit, welche das Product für sicherer hält als den Producenten, in ihrer ganzen Verkehrtheit aufzufassen? Wird man den Muth haben, mit mir glauben und glaubend zu wagen?

„Schicklicherweise, das ist klar, sollte ich diese Fragen nicht mehr aufwerfen, sondern alles Gute ohneweiters voraussetzen. Darum thu' ich's denn auch.

„Wir leben doch eigentlich in einer Zeit, wo man in das Hergebrachte verschiedene Zweifel setzt und auf den schöpferischen Geist einiges Vertrauen. Und sollte derjenige nicht hoffen, dem zuliebe das gütige Geschick bereits das Allerunglaublichste geleistet hat? Nach dem Wunder, die Holde, die ich meinte, wirklich vor mir erscheinen zu lassen, ist es zwar immer auch noch eines, die Gefundene mir in die Arme zu führen, aber offenbar ein geringeres. Ich glaube, mein Freund, ich glaube — weil der Zweifel Sünde wäre!

„Und nun, lieber Adolph, leb' wohl! Du bist glücklicher als ich, aber ich bin glücklich. Funken umsprühen mich, Lichter umglühen mich, Wohlgerüche strömen auf mich ein von allen Seiten. Ich bin in einem Zaubergarten — auch dieser ist

Wahrheit. Alle Träume, welche die Phantasie träumt, nehmen im wirklichen Leben Gestalt an, nur ein bischen anders, als man sie zu träumen liebt. Und die Wirklichkeit, wenn sie nicht so ätherisch ist wie der Traum, ist dafür solider, unvergleichlich frischer und erquickender. Man kann sich besser daran halten und sich selber aufgeben gegen sie, die etwas für sich ist! — Ewig der Deinige, Paul."

Adolph, nachdem er diesen Brief gelesen und wieder auf das Pult gelegt hatte, saß in einem tiefen und schönen Nachdenken. Er freute sich des ungewöhnlichen Glückes und der ungewöhnlichen Schilderung. Er erwog die Möglichkeit, die sich dem Freunde erfüllen mußte, wenn er ihm gleich werden sollte — und er glaubte mit dem Glaubenden. Die Frucht hing allerdings etwas höher als bei ihm; aber dafür war Paul auch Philosoph und Poet und hatte Schwingen und alle Geisteskühnheit sich ihrer zu bedienen.

Sein Erstes war, die Verlobte aufzusuchen, sie, in die mit dem Philosophen ehemals geführten Gespräche noch mehr einzuweihen und ihr das Wesentliche aus dem Briefe mitzutheilen. Margarete nahm an dem Seitenstücke ihres eigenen Verhältnisses einen sehr vergnügten Antheil. Sie erinnerte

sich, den Schreiber als Studiosus gesehen zu haben, wo er ihr gefiel, obwol er ohne die Mütze und das Band eines Corps aufgetreten sei. Ein Mann von solch einnehmendem Wesen und — ein Genie werde ja wol eine norddeutsche Gräfin gewinnen, deren Schönheit sie natürlich gar nicht bezweifle, die aber doch vielleicht nicht alle ihre Landsleute mit den Augen des bezauberten Süddeutschen ansehen dürften. „Es wär' gar zu schön," rief sie, „wenn er sie eines Tages uns zuführte und wir Freundinnen würden. Ich möchte diejenige, von der ein Philosoph so poetisch reden kann, sehen — wenn sie mich auch tief in Schatten stellte. Ich bin nicht eitel."

Adolph konnte nicht umhin, auf die Lippen, welche dies mit schelmischem Lächeln sagten, einen zärtlich tröstenden Kuß zu drücken. Dann ging er nach Hause und schrieb:

„Gefunden also? Sie, die Fee, welche schon ich gefunden zu haben glaubte? Doch ich bin ein Thor, und Gott ist reicher und größer, als wir kleinen Menschen in unserer Eitelkeit uns einzureden lieben. Hab' ich das unvergleichlich Beste bekommen, dann kann ein Anderer ganz gut eben dasselbe auch bekommen. Nur dieses einem Jeden zu geben, ist unseres Herrgotts würdig. Meinen

Glückwunsch also, theurer Paul, zum Gegenwärtigen und meinen Segenswunsch zum Künftigen. Muth, mein Freund, und Selbstgefühl und rechte Werthschätzung dessen, was du bist! Wirkliches Unterschreiben und stetes Festhalten dessen, was du mir geschrieben hast! Denn der Stand ist etwas, und er glänzt uns in die Augen und imponirt uns immer noch. Aber der Geist, der schaffende Geist ist mehr. Der Geist ist Gottes, der Stand ist nur von der Welt, und es wäre die verkehrte Welt in ihrer anmaßlichsten Verkehrtheit, den Stand erhöhen zu wollen über den Geist. Den Stand zu stellen über den Geist, das ist Superstition — ein kindischer Götzendienst in Verleugnung des Einen wahren Gottes und seiner unmittelbaren Erweisungen. Wenn wir dies auch zusammen durchgesprochen haben, Freund Philosoph — lass' dir's immerhin wieder zurufen und deine eigene Stimme verstärken durch die meine! Denn in gewissen Momenten wandelt auch den Ueberzeugtesten wieder der Zweifel an, und es bedarf des Beistandes einer intacten Ueberzeugung, um ihn niederzuschlagen und besiegt am Boden zu halten.

„Wenn dich deine Fee nicht wiederliebt, weil sie einen Andern liebt, dann ist's ein Unglück. Wenn sie dich aber nicht wiederliebt, weil sie

Gräfin ist und du Philosoph, dann ist's ein Glück. Daß sie dich liebt als Gräfin, gibt dir allein den Beweis, daß sie nicht blos Gräfin ist, sondern zugleich Fee, gute Fee, oder (wenn du das lieber hörst) Engel in Menschengestalt. Wenn sie dich nicht wiederliebt, weil sie Gräfin ist, dann glaub' ich nicht nur nicht an die Schönheit ihrer Seele, ich glaub' nicht einmal an die Schönheit ihres Leibes. Du bist dann nur berückt von einem Blendwerk. Und dann, mein Freund, gratulire ich dir, wenn du mit der leichten Beschämung eines Korbes davonkommst und die Eitle, auf welche du nur den Glanz deines Geistes geworfen hast, an dir vorübergeht, um zu verschwinden.

„Von gräflicher Seite könnte man mir freilich ein Wort entgegenstellen! Warum liebt ihr denn so häufig eben uns, ihr bürgerlichen Dichter und Denker? Es muß am Ende doch ein eigenthümlicher Vorzug in uns, in dem Stande und in der Herkunft liegen. Allerdings! Aber ein Vorzug, der gegen denjenigen keineswegs aufzukommen vermag, den der gottbegabte Mensch in die Wagschale legt. Ein Vorzug, welcher sich Glück wünschen darf, wenn er sich vermählen kann mit dem, welcher im Himmel wie auf Erden, in der Zeit mehr und mehr, in der Ewigkeit Alles gilt.

„Du siehst, lieber Paul, ich nehme ganz für dich Partei. Die bloße Möglichkeit, welche du auch schon hast gelten lassen, daß man dich verschmähen könnte aus Gründen einer entwertheten Romantik, bringt mich auf. Romantik! Hat sie was! Ihr Schleier ist bereits durchlöchert, und wir sehen durch ihn auf das wahre Gesicht. Mit dem Geiste sich zu vermählen, nimmt der Stand noch Anstand; aber das Geld läßt er gelten. Das Geld stellt das Gleichgewicht her — wenn es recht viel ist! Ich protestire gegen einen Stolz, der klein beigibt vor dem Golde. Ich verlange von dir, daß du mit dem Geiste wagst, was Andere mit dem Golde wagen zu können glauben, und daß du, wenn dir das Schlimmste begegnen sollte, es ohneweiters für das Beste hältst.

„Vergebung, mein Freund! Ich muß mir sagen und ich sage mir, daß diese Art, mich deiner anzunehmen, dich nicht freuen, sondern eher verletzen und verdrießen wird. Andere von ihrem Stande mögen weltlich denken und handeln — sie nicht. Sie gehört zu den Ausnahmen und ist die herrlichste von ihnen. Sie ist nicht nur schön und hold — ihr Geist ist erleuchtet, ihr Gemüth vom echtesten Adel. Sie liebt nur den Geist und die Wahrheit und den Mann Komme jede Prüfung

an sie heran, ihr Herz wird sie bestehen. Das sind deine Gedanken, müssen es sein, und das sind auch die meinen. Was du liebst, muß probehaltig sein: das ist der Grund, auf den ich baue. Was vor deinem Blick, wenn es auch der Blick der Liebe ist, siegend aushält, das kann kein Scheinbild, kann keine Täuschung sein.

„Ich glaube an dein Glück, weil ich dir's nicht nur gönne, sondern aufs dringendste wünsche; weil ich dir wünsche, was ich habe. Der Glückliche, wenn er gut ist (und kann Einer, der nicht gut ist, glücklich sein?), macht gern Proselyten! — Poet und Philosoph, ich habe nicht deine Gabe, das Glück zu schildern, welches ich fühle; aber glaube mir, es ist unendlich reich! Mich hat es schon öfter dünken wollen, als hätten die Poeten noch lange nicht alles Schöne nach der Wahrheit gemalt und gesungen, und gegenwärtig ist mir, als sei dem Brautstand noch nicht die gebührende dichterische Ehre geschehen. Wenn wir uns mit einer Jungfrau, die wir aus der Ferne verehrt und geliebt haben, verloben, dann ist sie uns zu gleicher Zeit heiliger und traulicher. Gegen das Bild, das jetzt vor unseren Augen steht, ist das frühere ein Phantasiebild — ein Nebelbild. Es ist ein unglaublicher Schritt, den wir gemacht haben: wir

stehen vor den Thoren des Himmels! Und wenn wir die Geliebte, die unsere Braut geworden ist, im ersten Augenblick noch eine Fee nennen können — später, um es aufrichtig zu sagen, ist uns dieser Name nicht mehr gut genug, und wir sehen uns nach einem anderen um, der zugleich weihevoller und menschlicher klingt. Mögen die guten Genien dich die Erfahrung machen lassen deines ewig treuen Freundes Adolph."

IX.

Wenn Adolph glaubte, daß der Freund ihm in nicht zu ferner Zeit entweder seine Verlobung oder irgend eine Entscheidung werde melden können, täuschte er sich. Er selbst war freilich schnell zum Ziele gelangt, aber unter ganz anderen Verhältnissen. Bei ihm war im Grunde Alles zustimmend und kaum etwas zu wagen; dort hatte die Bewerbung, trotz aller Ueberzeugungen der Freunde von der Würde des Talentes, ihre vielfachen Bedenken: der Liebende konnte immer wieder Gründe finden, noch an sich zu halten, die Beziehungen mehr reifen zu lassen und den entscheidenden Schritt hinauszuschieben.

Zwei Jahre vergingen, und noch hatte Adolph keine Nachricht von einem Ausgange.

Was Paul in dieser Zeit erlebte und warum er seine Erklärung immer wieder vertagte, erhellt am besten aus einer Reihe von Briefen, die er

dem Freunde schrieb, offenbar um sein Herz zu erleichtern. Wir theilen die wesentlichen Stellen daraus mit, welche für sich selber sprechen mögen.

„Mein lieber Freund, du hast gut reden. Entweder — oder? Das geht nicht so leicht, wie du dir's vorstellst. Du sprichst — wie ein Jurist!

„Ich soll mein Recht fordern — das Recht des Geistes! Ich soll die Charaktere prüfen, ob sie des Geistes auch werth sind! Ich soll, wenn das Schlimmste eintritt, es ohneweiters für das Beste halten!

„Das klingt recht logisch. Aber es ist nur gar zu logisch!

„Du hast sie eben nicht vor Augen. Wärst du in meiner Lage, du — sogar du — würdest anders urtheilen und anders handeln.

„Und wenn sie mich nicht liebte, weil sie Gräfin ist — löblich könnt' ich's nicht finden, aber verdammen könnt' ich sie darum auch nicht. Im Grunde würde sie mich dann auch nicht lieben, wenn sie keine Gräfin wäre; sie würde mich dann allenfalls nur heiraten! Wenn sie mich aber nicht liebt, weil ich eben nicht der Rechte bin, dann ist's ganz natürlich, daß sie mir gegenüber auch nicht die Gräfin vergißt; das Natürliche aber ist verzeihlich! Kurz, wenn sie mein Anliegen hörte und

sie ginge an mir vorüber, dann wär' es immer eine Sache, über die ich mich von keinem Gesichtspunkt aus freuen könnte, sondern die ich vielmehr auf's innigste bedauern müßte und würde."

*
* *

„Der Mensch thut manchmal wohl daran, sich an ein Sprichwort zu erinnern. Das Beste zu verlangen, das uns ferne steht, und das Gute d'ran zu wagen, das uns beglückend nahe getreten ist, wär's nicht unweise? — Warum ihr mich erklären? Warum, anstatt das holde Spiel weiterzuspielen, mit Einemmal Alles auf's Spiel setzen? Wenn ich dieses Spiel verliere, dann hab' ich ausgespielt, mein Freund!"

*
* *

„Der frühe Lenz der Liebe ist so schön! Die bescheidenen Veilchen des Glückes duften so süß! Die Luft, in ihrer köstlichen Unentschiedenheit, fächelt so labend — und damit nichts fehle, die Hoffnungen aus der Ferne, die Hoffnungen auf den Rosenmonat, winken so wonneverheißend! Nein, diese Zeit kürzt man nicht ab, um im besten Falle das Glück, das man haben soll, früher zu erlangen, im schlimmsten aber das Unglück, das man erlangen soll, gleich zu haben und zu behalten.

„Nicht nur die Liebe ist schön, sondern auch das

heitere, herzliche Wohlwollen. Auch die Neigung, die zunächst keinen Ernst machen, sondern nur tändeln will — die aber lieblich tändelt. So lange das Wort nicht gesprochen ist, leben wir im Paradies, in einem Stande der Unschuld, worin alles Paradiesische erlaubt ist. Man kann sehr freundlich sein, so lange die Freundlichkeit keine Bedeutung zu haben scheint und zu nichts verpflichtet; ja, man kann in gewisser Weise lieben! Und man folgt dem naiven Drang und gibt und nimmt jene tausend kleinen Freuden, die so unschuldig sind und doch so wunderschön.

„Das Bild, welches die Seele sich vorgemalt hat, um am Ende doch nicht daran zu glauben, wirklich zu sehen, vor sich herumgehen zu sehen und daran glauben zu müssen — das ist an und für sich ein unglaubliches Glück! Immer wieder, wenn sie fern ist, von Zweifel befallen zu werden, und immer wieder, wenn sie erscheint, die selige Gewißheit zu erlangen, daß sie existirt. Meine Augen, in Verbindung mit dem liebenden Herzen und der lodernden Phantasie, sie haben und fühlen eine Augenlust, welche mich ganz allein und vollkommen befriedigt — weil ich liebe.

„Ja, mein Freund, ich halte an mich, nicht weil mir die Liebe mangelt, sondern weil sie über

alle Maßen in mir vorhanden ist. Ich verlange nicht nach mehr, weil ich schon jetzt unendlich reich bin an Glück.

„Wer das nicht verstünde, der würde nicht lieben -- nie geliebt haben! Du verstehst mich also! Auch in der Liebe ist Geben seliger als Nehmen. Die gebende Liebe strömt im Herzen unerschöpflich empor und durchgießt es unaufhörlich mit den edelsten, lichtesten Freuden.“

*
* *

„Wenn sie mich auch nicht liebte, um ihr Loos an mich zu knüpfen — gewogen ist sie mir, das ist über allen Zweifel erhaben, und in meinem Umgange gefällt sie sich. Sie hat eine bezaubernde Manier, ihr Wohlwollen kundzugeben, und ebenso, meine Huldigungen anzunehmen. Wie das Alles in den zierlichsten Grenzen bleibt und eben in ihnen so schön ist! Auch der Zuschauer, der unbetheiligte, ruhige Zuschauer, kann über ihre Art, den Liebenden zu beglücken, nur Freude fühlen, weil vor seinen Augen Bilder erstehen, welche ihn an die lieblichsten Schöpfungen der Kunst gemahnen.

„Aber nicht immer ist sie blos freundlich und folgt sie blos einem Triebe, die Verehrung anmuthig zu lohnen. Daß sie recht gut weiß, wie es mit mir steht, ja, daß sie eine Ahnung hat von

der Tiefe meines Gefühles, das brauch' ich dir nicht erst zu sagen. Nun können die Zeichen dieser wahren und in Achtung schweigenden Liebe sie rühren — und dann schaut sie mich an mit glänzenden, bewegt glänzenden Augen! Freilich hat ihr Blick immer noch etwas von dem einer Prinzessin, welche gütig auf den huldigenden Vasallen blickt. Es ist Wohlwollen, es ist Liebe darin; aber einigermaßen herablassende, welche doch nur eine Gabe gibt und nicht sich selber. Gleichwol kommt dieser Blick dem der wirklichen Liebe sehr nahe, und einmal ist es mir gewesen, als ob es dieser selber wäre. Es hat sie übermannt, und die Güte floß über. Es war über alle Maßen hold!

„Mein Adolph — ich würde gerne mehr verlangen von ihr, wenn das, was sie spendet, nicht schon gar so reich und gar so schön wäre. Man muß es ehren, indem man sich — einstweilen dabei begnügt."

* * *

„Ich bin ein Süddeutscher — von Urvätern her, wie ich mich durch Nachforschungen überzeugt habe. Ich liebe unser süddeutsches Wesen, bin selbst eine sonderlich süddeutsche Natur, hab' uns alle studirt und von unseren Vorzügen mir klare Begriffe erworben. Ich weiß die süddeutsche Schön-

heit zu schätzen, und die mitteldeutsche, die so Vieles mit ihr gemein hat. Es ist eine belebende Frische, eine reizende Lebendigkeit in ihr, und die Musterbilder können nicht genug gepriesen werden. Aber die norddeutsche Schönheit, wenn die Natur freigebig ihre Gaben gespendet hat, besitzt einen eigenthümlichen Zauber. Man rühmt die Engländerin wegen ihrer schlanken und doch kräftigen Gestalt, wegen ihrer lichten und doch gesundheitglänzenden Farbe, wegen ihres classisch-edlen und doch romantisch-anmuthigen Profils. Der Engländerin bester Art ähnelt die Norddeutsche, von der ich rede, nur möcht' ich ihr mehr Geist und Seele zusprechen. Vergleiche ich sie mit ihren Landsmänninnen, die lebhafter sind, als man sich's bei uns vorstellt, zuweilen aber doch auffallend gemessen und ruhig, so möchte ich sagen: sie hat etwas von dem Temperament einer Süddeutschen. Aber freilich pulsirt in ihr nur mehr Blut! Die zur anderen Natur gewordene Haltung zeigt jene klare, glückliche Noblesse, die vom regierenden Geiste stammt und im Norden mehr als im Süden zu gedeihen scheint."

*
* *

„Ja wol, mein Lieber — ich bin ein Thor! Ich bewundre die «klare, glückliche Noblesse» und die gelassene Ruhe, weil sie so schön ist an ihr.

Aber dabei **kann's** doch nicht bleiben! Sie muß die Ruhe **doch verlieren**, sie muß aus dieser edlen Haltung **doch herausgehen**. Ihr Herz, in feuriger, süßer Be**wegung**, muß Macht erlangen über den Geist, und **der holde** Ungestüm der Leidenschaft muß sie über **die Linie** führen, die sie jetzt so schön einhält — **an das** Herz des Liebenden."

* * *

„Ich will **dir nicht** widerstreiten, Freund. Sehnsucht ist gut, **Erfüllung** ist besser. Im Geiste glücklich zu sein, ist **ein** herrlicher Anfang; aber es im Geiste und **in der** Wahrheit zu sein, das ist die Vollendung. **Der** Brautstand ist ein Fortschritt, ein unendlicher **Fortschritt**.

„Zuweilen, **wenn** ich meine jetzige Situation, die mir so viele **Freuden** schafft, erwäge, muß ich lächeln — lächeln über mich selber. Mein Glück ist denn doch allzusehr mein Werk und allzuwenig das ihre — mit aller Hochachtung von ihrem Beitrag sei es gesagt! Und so erscheint's mir denn manchmal gar zu duftig, gar zu poetisch, gar zu paradiesisch. Ein Verlangen wandelt mich an, wie es die Urmutter Eva gefühlt haben muß, und ich begreif' in solchen Momenten sie, die ihm nachgegeben und für ungewisse neue Güter die gewissen, aber ihr allzu bekannten hingegeben hat. Das Beispiel sollte

freilich abschrecken. Denn wenn uns die Augen aufgehen, dann kann auch hier der Engel mit dem Flammenschwert erscheinen und uns hinaustreiben aus dem Garten, in den wir uns ferner nur mehr zurückzuträumen vermögen."

„Es giebt Menschen, die nach ihrer Erfahrung sagen zu können glauben, daß die sehnende Liebe das Schönste sei, was wir in diesem Leben haben; daß die Erfüllung zwar Neues bringe, aber keineswegs Besseres. Das wonnige Verlangen der Neigung schwinde in der gestillten Seele, und an ihre Stelle trete ein anderes Gefühl, das zwar höchst respectabel sei, aber, mit dem Zauber der sehnenden Liebe verglichen, doch ungemein viel Irdisches, wo nicht Hausbackenes habe.

„Ich protestire gegen diese These. Die Erfahrung mag häufig gemacht werden, aber wer sie macht, der spricht sich selber das Urtheil. Er hat in die Epoche der Erfüllung nur phantastische Meinungen und thörichte Hoffnungen, aber nicht Vernunft, edles Denken und inniges Empfinden gebracht. Kein Mensch, der einen Blick in die Natur der Dinge und in die Welt gethan hat, wird in irgend einem Verhältnisse jenen ewig fließenden Strom von Glück erwarten, welcher der Erde nicht eigen sein kann. Dagegen zeigt sich die

wahre, in sich selbst ruhende Natur eben darin, daß sie jedem Verhältnisse gewachsen ist und jedes aus sich zu verschönen weiß. Für mich stehe ich gut. Ich bin kein Schwächling, der nach unverdienter Freude trachtet, sondern ein Mann. Ich habe mein Weib und mich zu beglücken, in unerschöpflicher Fülle nicht nur Zärtlichkeit, sondern auch Humor — den Geist und den Stolz des Humors. Ich fühle nicht nur eine Güte in mir, die ich für ausdauernd halten muß (Ehre Vater und Mutter, von denen sie mir vererbt worden), sondern auch einen Willen der Pflicht, daß ich sogar das Ideal des Weisen von Königsberg begreife.

Mit mir könnte das Geschick es wagen. Mit mir könnte sie es wagen!"

*
* *

„Wenn ich mir vorstelle, daß ein Anderer das, was ich mit Seligkeit schaue, aus der Ferne schaue, zum Eigenthum gewänne, und daß ihm die Liebe schwände und er es nicht mehr zu schätzen wüßte! Wenn ich mir denke, daß sie, die für mich alle Zauber besitzt, für ihn alle verlöre! Daß sie ihm keine Freude mehr zu bieten vermöchte, weil er keine mehr würdigen und fühlen könnte!

„Und doch: entweder — oder. Entweder

trachten wir nach dem Innern und Ewigen und wollen nicht blos empfangen, sondern auch geben und, weil wir Männer sind, mehr geben als empfangen: dann erschaffen und schaffen wir Freude ihr und uns, dann machen wir uns ihrer werth, und dann erlangen wir sie in unerschöpflich neuen Gestalten; — oder wir trachten nur nach Lust und wollen nur empfangen: dann hält nichts Irdisches vor uns aus und der Ueberdruß ist unvermeidlich.

„Der furchtbare Wahn, der immer wiederkehrt, besteht darin, daß man das Glück nicht nur erlangen, sondern auch behalten zu können meint, ohne es zu verdienen: durch Anstrengung, durch Entsagung zu verdienen! Aber dies kann, darf nicht sein. Das Glück ist eine Aufgabe, ein Preis, der errungen werden muß. Es ist immer da, es winkt uns immer wieder, ist immer wieder zu erreichen, wenn wir uns zu ihm erheben und die neue Möglichkeit mit neuer Erkenntniß, neuem Verlangen und neuer Kraft in That und Leben wandeln.

„Die ewige Liebe ist die ewig strebende, das ewige Glück ist das immer wieder eroberte."

*
* *

„Wer nach Glück strebt, ohne nach Verdienst zu streben, der findet das Glück; aber das gefundene wandelt sich ihm in Unlust und Leid, und diese behält er — nach Verdienst. Wir kennen

Paare, die von einer unwiderstehlichen Liebe zusammengeführt worden sind und sich nach einiger Zeit wieder scheiden ließen. Andere leben, aus Gründen, als Enttäuschte zusammen und dulden, was nicht zu ändern ist, und seufzen und verklagen die Ehe und verklagen das Leben, und führen jenes Dasein, wo man phantasirende Poeten herbeirufen muß, damit sie die in öde Prosa Verstrickten hilfreich täuschen und ihnen in schönem Lichte zeigen, was sie selbst nur mehr in schlimmem zu erblicken vermögen.

„Gegen diese Erfüllung allerdings ist die sehnende Liebe — die ewig ungestillte — ein Göttergeschenk. Denn das Bild der Geliebten bleibt dem Liebenden ewig; es bleibt ewig in der lichten Schönheit, in der er sie gesehen. Und ewig bleiben ihm die Freuden, die sein Herz empfunden hat und die er immer wieder in sich erwecken kann. Ewig ersteht in ihm zu dem Bilde, das im Glanze der Jugend vor seine Seele tritt, wieder die Liebe — die gerührte, staunende, glückselige Liebe! Nichts, was er einmal aufgefaßt hat, verliert der treue, zum Geben begabte gute Geist; Alles ist sein Eigenthum und bleibt es in Ewigkeit.

„Wenn die Geliebte einem Anderen zu Theil würde, dem das Verlangen nicht aushielte im Be-

sitz und im Glück, so wäre ich, der Liebende, der reiche Mann und er wäre der Bettler."

* * *

„Sinnlichkeit! Schöne, holde Sinnlichkeit! Dem Geiste, der Seele, der Liebe lieblich dienende Sinnlichkeit!

„Strebendes Leben, das in holdseligem Wesen, in Schalkheit, in süßem Lächeln, in Güte — in wallender Freude sich offenbart!

„Wo du bist und dem herrschenden Geiste deine Fülle vermählst, da sind alle Zauber des Lebens! Wo du bist und selbstsüchtig wild emporstürmst und den Geist vom Throne wirfst, da ist das Verderben!

„Weh' dem Manne, der die Erwählte als Geliebte verliert, weil er sie zum Weibe genommen hat! Soll sie vollkommen werden für sich und für ihn, so muß er sie zum Weibe gewinnen. Aber sie kann nur vollkommen werden, wenn er jene aushaltende Liebe beweist, welche zugleich die erziehende, erhebende, verklärende Liebe ist für Beide."

* * *

„Es ist ein großer Fehler, daß man die sehnende Liebe vorzugsweise oder gar ausschließlich Liebe nennt und nun, wenn man auch in der Ehe

Liebe haben will, eben diejenige will, die nicht mehr möglich ist. Wenn es nur eine Liebe giebt zum Versagten und Ersehnten, dann muß die Liebe natürlich schwinden in der Fülle der Gewährung, und man hat sich dann eben wieder umzusehen nach einem neuen Versagten. Aber es giebt eine andere, höhere Liebe; ich denke mir sie und ich fühle mich ihrer fähig. Das ist die Liebe zu dem, was man erreicht hat und besitzt; die Liebe, die von dem Drange, zu geben und zu beglücken, von Dank-, ja von Pflichtgefühl immer wieder in frohes, wonniges Leben gerufen wird. Es ist die Liebe, welche dem Gatten die Gattin immer theurer macht; die Liebe, von der ich mir vorstelle, daß sie im Herzen des Greises gegen die Greisin lodert, welche treu mit ihm durchs Leben gegangen ist.

„Aber werth freilich muß die Gattin dieser Empfindung bleiben, und was die höhere Liebe immer wieder erweckt, muß sie sich erhalten. Ihre Jugend kann sie verlieren und ihre glatten Wangen, aber nicht die Güte des Herzens, nicht die treue Sorge für die Ihrigen und nicht die edle Zärtlichkeit, welche so schön aus dem Auge der Betagten leuchten kann wie aus dem Auge der Jungfrau."

* * *

„Jeder hat seine Weise, zu lieben, und ich habe die meinige. Ich liebe, indem ich denke. Ich sehe und sage mir, was andere Liebende nicht sehen und sich nicht sagen, weil ihre Liebe dadurch eine Störung erlitte. Die meinige erleidet aber keine Störung und wird nicht kleiner, sondern größer und reicher, heller und schöner.

„Je mehr ich über die Liebe nachdenke, desto lieblicher und heiliger erscheint mir die Geliebte. Die Liebe hat mich Weisheit gelehrt und mir die wunderbarsten Aufschlüsse gegeben; dafür schärft mir aber die Weisheit das Auge für die Geliebte und lehrt sie mich sehen und fühlen in ihrer holdesten Eigenthümlichkeit.

„Wie grundverkehrt, Weisheit und Liebe nicht nur für zweierlei, sondern für unvereinbar zu halten! Freilich gibt es eine Liebe ohne Weisheit, und eine Weisheit ohne Liebe. Und die Liebe ohne Weisheit kann sehr schön sein und die Weisheit ohne Liebe sehr groß; denn Vieles ist möglich auf Erden, und auch mit Einer Gabe, wenn sie recht ergiebig ist, kann man es weit bringen. Aber der Weisheit, wenn sie die Liebe nicht kennt, wird immer das Beste fehlen, und die Liebe, wenn sie stehen bleibt vor der Weisheit, wird stehen

bleiben vor der Weihe. Weisheit und Liebe werden nur vollkommen sein, wenn sie zusammenkommen.

„Sonderbare Menschen, welche glauben, das Denken müsse die Liebe kühler und schwächer machen, und wenn der Denkende liebe, sei es nicht die rechte Liebe! Können glühende Leidenschaft und gewaltige Kraft des Geistes nicht in Einem Manne beisammen sein? Kann das Denken nicht selber ein Denken der Liebe sein? Und wenn der Geist freilich der Despot und Gegner des Gemüthes und der Sinne werden kann, ist es nicht sein eigenes Ideal, ihr Verbündeter und ihr Freund zu sein? Erschließen sich nicht eben dem Geiste die höchsten Ziele, welchen der Liebende sich selbst und die Geliebte zuzuführen hat? Und schöpfen wir nicht eben aus diesen Zielen und Idealen die Kraft, in einem Leben, das so viel des Ueblen bringt und so viel des Schönen raubt, nicht nur auszuharren in Liebe, sondern sie stets ernster, inniger und heiliger werden zu lassen?

„Die Welt ist dem Liebenden nicht ganz ohne die Geliebte, welche für ihn die Krone der Schöpfung ist im ganz besonderen Sinne. Aber auf der anderen Seite ist ihm auch die vollkommene Schätzung der Geliebten nur möglich, wenn er

hinaussieht in die Vollendung der Dinge und die Erwählte sich denkt in unvergänglicher Schönheit! Wenn er die Geliebte nicht nur liebt für dieses irdische, flüchtige Leben, sondern für das ewige und vollkommene, das er erkannt hat als das Ziel der Schöpfung."

* * *

„Glaub' nicht, lieber Adolph, daß ich mich ihr gegenüber nicht fühle. Ich weiß vollkommen, was ich bin und kann — und was ich können werde. Die höchste Kraft der Menschheit — die Wissenschaft entwickeln zu helfen, daß sie der Welt endlich ihre größten und mächtigsten Dienste leiste; die Geister zu klären, die Gemüther zu bilden und das Geschlecht emporzuführen in die Sphäre der Erkenntniß, wo es, bisheriger Vorurtheile ledig, erst seiner edelsten und segensreichsten Thätigkeit fähig wird; durch das Licht, welches von der Wissenschaft auf das Leben fällt, alles Leben in tieferer Bedeutung, in frischerem Glanze erscheinen zu lassen; mitwirkend an dem großen Werke der Zeit nicht nur einen Namen zu erlangen und Ehre vor der Welt (das ist Nebensache) — sondern im eigenen tiefsten Innern ein Organ und Ritter der Ehre zu werden und Andere dazu machen zu helfen — das ist etwas. Das allein ist etwas! Da-

gegen ist alles Andere Tand, gleißender, werthloser Flitter der Erde!

„Ich sage mir das Alles. Und ich sage mir auch, was sie ist mir gegenüber. Denn meine Liebe ist keine blinde, sondern eine sehende, die ihre Ehre nicht in phantastischen Glauben, sondern in das Erkennen und Schauen der Wirklichkeit setzt.

„Sie ist der Sprößling eines alten Geschlechtes, von der Natur aufs reichste ausgestattet. Aber eigentlich hat sie doch, wo ich die Antworten habe, nur die Fragen, und nichts würde ihr besser gedeihen, als wenn sie auf ihre Fragen meine Antworten hörte und sie zu den ihrigen zu machen wüßte. Was ich ihr geben kann, würde sie mit allen Zaubern, die sie schmücken, in eine höhere Sphäre erheben. Ich könnte ihr die Hoheit und Schönheit ewiger Dinge erschließen und sie in ihrer angebornen Tugend befestigen, daß sie den unvermeidlichen Kampf mit der Welt siegreich bestünde. Mit meiner Liebe, mit der Kraft meines Geistes und Herzens würde ich ihr der beste Schützer werden, der beste Führer in die Regionen, die wir, die Ankömmlinge Gottes, alle erreichen sollen, Männer und Frauen.

„Was sie mir zu opfern hätte, wäre nur die äußere Zier, die sie mit Vielen gemein hat. Die

Ehre, die ich ihr dafür zu geben vermöchte, würde sie mit Wenigen theilen.

„So denk' ich, weil ich muß. Und man ist hier nicht ganz ohne eine Ahnung davon. Man weiß, daß in unseren Tagen dem Talente immer mehr Aussichten sich öffnen, und man traut mir kein gewöhnliches zu. Man knüpft an den Erfolg dessen, was ich bereits geleistet habe, schöne Hoffnungen für mich, und die Freundlichkeiten, die ich bei dieser Gelegenheit zu hören bekomme, haben den Klang der Wahrheit. Möglich wär's, daß man an mich glaubte und glaubend wagte. Möglich! Aber allerdings mehr nicht.

„Wenn sie nun trotz allem und allem das Ihre doch höher schätzten als das Meine? Wenn das Ueberlieferte und das Wesentliche im Geiste derer, die vor allem auf die Welt zu hören gewohnt sind, die Rollen tauschten? Die Ehre des Standes ist eine Thatsache, die Ehre des Geistes soll es erst werden. Kann man erwarten, daß diejenigen, die in anderen Traditionen aufgewachsen sind, glauben, ohne zu schauen, und mit einem Muthe in die Zukunft sehen, wie ihn nur der Genius zu haben pflegt?

„Freilich sollte diesen Muth auch die Liebe ha-

ben! Aber ich habe nicht den Muth, an eine solche Liebe zu glauben."

* * *

„Meine persönlichen Eigenschaften zieren mich in ihren Augen — vielleicht weil ich keine Ansprüche darauf gründe. Meine Leistungen machen mir Ehre, weil ich sie nicht in die Wagschale lege gegen ihre Besitzthümer. Ich bin ihresgleichen, weil ich nicht ihresgleichen sein will. Ein Wort, ein einziges Wort — und Alles kann ins Gegentheil umschlagen."

* * *

„Wann braucht der productive Geist Vertrauen und Liebe? Wenn er strebt und ringt, wenn der Gedanke in seiner Seele lebt, aber von dem Ziele ruhmreicher Auswirkung noch weit entfernt ist. Da hat es Verdienst, an ihn zu glauben, ihn durch treuen Antheil zu fördern, mitwagend ihn zu begeistern und emporzuheben. Die Ehre des Triumphes zu theilen mit dem endlich Triumphirenden, wäre es nicht eines Wagnisses, wär' es nicht ausdauernden Muthes werth? Die edle Seele wird sagen: Ja! Das Weltkind aber wird mit Bedenken lächeln und für «Hoffnungen gewisse Güter hinzugeben» denn doch gar nicht räthlich finden."

* * *

„Ich zweifle nicht, ich glaube. Ich spreche den

Zweifel nur aus, um ihn zu bezweifeln. Ich glaube und ich hoffe. Zuversichtlich kann ich nicht sein. Man hat nichts dagegen gethan, aber auch nichts dafür."

*
*   *

„Das muß ich mir sagen: man würde an mich glauben und das Opfer bringen, wenn man mich kennte. Aber wer vermag Anderen sein innerstes Wesen aufzudecken? Wer kann sie von seinen tiefsten Fähigkeiten überzeugen und ihnen eine Sendung klarmachen? Der Eingebildete verheißt eben so viel, wie der ehrliche Mann, ja mehr. Und so müßte für das, was man nicht sieht und nicht sehen kann, doch wieder der edle Entschluß des Glaubens eintreten."

*
*   *

„Du kannst mich nicht verstehen, was ich auch sage, weil du sie nicht siehst. Wenn ich sie nicht immer wieder sähe, dann käme ich rasch zu einem entscheidenden Schritt. Aber indem ich sie sehe, muß ich mir sagen: das hast du noch niemals gesehen, und wenn du ihr dein Loos abforderst, wirst du sie vielleicht nie wieder sehen.

„Eine gewisse Feigheit ist hier am Platze. Ihre Rechtfertigung liegt in einem Liebreiz, von dessen Licht, wie meine Seele glaubt, man sich beglänzen

assen muß, so lange es mit der Ehre irgend vereinbar ist.“

* * *

„Ueber Eines wundere ich mich: daß noch keiner erschienen ist, sie mir wegzunehmen. Ihre Schönheit ist anerkannt und gepriesen; fast Alle, die in ihre Nähe kommen, sind in ihren Banden. Darunter sind junge Männer, die Alles bieten können, was die Familie sich wünschen mag. Warum halten sie sich zurück? Haben sie ähnliche Motive, zu schweigen, wie ich?

„Wenn ich das Benehmen Gabriele's gegen mich betrachte, könnte ich mir wahrlich mit Hoffnungen schmeicheln. Ich weiß, daß ich beneidet werde. In der That wendet sie mir die meiste Freundlichkeit, das meiste Vertrauen zu, und meine Unterhaltung scheint sie jeder anderen vorzuziehen.

„Wenn aber plötzlich Einer käme, der in diesem frohen Herzen die Flamme der Leidenschaft zu entfachen wüßte?“

* * *

„Mein lieber Freund, mit mir wird's schlimmer und schlimmer. Von meiner Weisheit wollen wir nur gar nicht mehr reden. Die Leidenschaft wächst von Tag zu Tag, wirft mich aus einer Verwirrung in die andere und übermannt mich ganz.

„Wenn ich in einer Gesellschaft bin, wo sie nicht ist, fühle ich Langeweile — tödtliche Langeweile. Ich muß die Flucht ergreifen. Niemand interessirt mich mehr und an Niemand kann ich mehr Antheil nehmen. Sinn und Gedanken hab' ich nur für sie, gegen alle Anderen bin ich herzlos geworden. Ich finde die Geringschätzung alles dessen, was ich sonst geschätzt habe, verwerflich, aber ich kann sie nicht ändern.

„Daß ich in diesem Zustande noch lange aushalten werde, ist nicht wahrscheinlich.

„Wie für die Menschen, so hab' ich auch allen Sinn verloren für die Bücher, sogar für diejenigen, die ich selber habe schreiben wollen. Neben der Einen Frage, die ich allein und immer vor Augen habe, sind alle die anderen, die mich sonst beschäftigten, zu einer Bedeutungslosigkeit herabgesunken, die mich lächeln macht, die ich an mir aber auch wieder als eine Sünde rügen kann.

„Ich muß eine Aenderung machen. Aber wie? — Das erfordert noch ernstliches Nachdenken!"

Während Paul in eine Leidenschaft sich vertiefte, die ihm reiches Glück erschloß, aber ihn zuletzt doch nur vor's Ungewisse stellte, war Adolph auf seiner

Bahn fortgeschritten, und die Krönung aller seiner Wünsche stand bevor.

Nach einem Jahre der Praxis hatte er mit Glanz promovirt und als Docent in kurzem eine treue Schaar von Zuhörern um sich versammelt. Sein Buch, worin er ein Problem des Staatsrechts behandelte, war erschienen und hatte dem Verfasser die Aufmerksamkeit ebenso der Behörden wie der Gelehrten zugewendet.

Nach dem dritten Semester seiner Lehrthätigkeit wurde durch einen Ruf ins Ausland eine außerordentliche Professur des Faches erledigt. Der Director bot all seinen Einfluß auf, um sie für den Bräutigam seiner Tochter zu erlangen. Adolph selbst ließ es an Schritten, welche die väterlichen Bemühungen unterstützen konnten, nicht fehlen, und man konnte hoffen, den Zweck zu erreichen, obwol eine so frühe Anstellung zu den seltenen Ausnahmen gehörte.

Unser Freund sehnte sich dem Decrete entgegen, denn ihn verlangte außerordentlich, seine Margarete heimzuführen.

Der schöne Brautstand hatte denn doch allmälig auch seine minder erfreuliche Seite vorgekehrt. Im Grunde ist es ein Verhältniß, das vorübergehen soll und muß und darum nicht allzu lange währen

darf. Auch das treueste Herz kann den Wiederholungen des Lebens nicht immer das erste Verlangen entgegenbringen, und nicht auf dem Wege, nur am Ziele kann man Halt machen und weilen.

Die Sehnsucht, die in den ersten Zeiten eine heitere und liebliche gewesen, begann endlich für Adolph eine unruhige, schmerzende zu werden. Denn eben das tiefere Gemüth, welches die Abnahme der anfänglichen Glücksgefühle sich übelnimmt, trachtet nach dem Verhältnisse, wo es der Geliebten Alles werden zu können sicher ist.

Auch Margarete hatte an ihrer schönen Lebhaftigkeit eine Einbuße erlitten. Der Frohsinn, der ihr so wohl stand, hatte einem sanfteren, gesetzteren Wesen Platz gemacht, und hie und da zeigte ihre Miene etwas Nachdenkliches, wo nicht Unbegnügtes. Adolph machte sich dafür verantwortlich. Er glaubte, die Verlobte nicht mehr so gut unterhalten zu können wie im ersten Jahre, und setzte alle Hoffnung auf die Verbindung, welche ihr die Würde der Hausfrau und in rühmlicher, geliebter Thätigkeit alle Befriedigung gab.

Ein häusliches Leben in stillem, gleichmäßigem Glück stand vor ihm als das Ziel seiner innigsten Wünsche. Ein Weib nach seinem Herzen, der heilige Bezirk der Familie, consequente Thätigkeit zum

Wohle seiner Mitmenschen und der Seinen — das erwartete ihn und das war das Ideal seines Lebens.

Begeisternd erschienen ihm dabei die Aufgaben der Wissenschaft, die seinem Geiste sich darstellten. Indem er eine nach der andern in Angriff nahm und löste oder lösen half, wollte er das Glück verdienen, das ihm verheißen war.

X.

An einem heiteren Tage des Herbstes wurden im Salon des Directors Hartlieb Jubelrufe gehört. Adolph hatte der Braut seine Anstellung gemeldet, und diese war ihm entzückt um den Hals gefallen.

Es war dennoch eingetroffen, was sie zwar gehofft, aber auch wieder bezweifelt hatten. — Die herbeigerufenen Eltern theilten die Freude, und der Director, obwol ihm in den letzten Tagen die tröstlichsten Versicherungen zugegangen waren, erwog die vollendete Thatsache doch mit reinster Zufriedenheit. Man berieth sich über die Maßnahmen für die nächste Zukunft, und Adolph einigte sich mit der Mutter über den Tag der Hochzeit.

Wieder in seiner Wohnung angekommen, saß unser Freund in jenem seligen Behagen, in welches uns die Erfüllung der theuersten Wünsche zu versetzen pflegt. Sein Glück, als er es überlegte, erschien ihm überschwänglich, und er sagte sich, daß

er nun vom Geschick lange nichts mehr fordern dürfe. Indessen heute war ein Glückstag. Ihm war noch eine Freude aufgespart, die ihm geradezu aus den Wolken fiel. Nach einer halben Stunde ließ ein „Herr" sich anmelden, und ins Zimmer trat — Paul Werder.

Seit länger als einem Vierteljahre war Adolph ohne Nachricht von dem Freunde und darum wegen seines Geschicks in Sorge. Als er ihn jetzt unerwartet vor sich sah, ging er mit einem Schrei auf ihn zu, der die freudigste Ueberraschung ausdrückte. „Paul!" rief er. „Gesund und wohlbehalten! Und du kommst heute! Weißt du, was für ein Tag das ist?"

Paul, der mit einem eigenthümlich gehobenen Ernst erschienen war, sah den Froherregten an. „Du bist —?"

„Ich bin Professor geworden an der hiesigen Universität, und in sechs Wochen heirate ich Margarete! Beides hat mir der heutige Tag gebracht."

Das Gesicht des Freundes klärte sich freudig, zärtlich auf. Er umarmte den Glücklichen und rief: „Das ist ja eine herrliche Neuigkeit! Ueberdies eine Mittheilung, die ich mit ganz eigenthümlicher Sympathie zu würdigen im Stande bin."

Adolph betrachtete ihn. „Was bedeutet das?"

rief er. „Ist's entschieden? Bist du in meiner Lage? — Paul! Hast du die Fee — die Gräfin gewonnen?"

Jener, nach einem leichten Erröthen, lächelte melancholisch, mit einem gewissen durchscheinenden Humor: „Nicht so fast," erwiderte er. „Und es wird mir dies überhaupt nicht mehr gelingen können; denn die Gräfin ist seit einem Monat — Baronin!"

„Wie?" rief der Freund beinahe erschrocken. „Verheiratet!"

„Die Gemahlin eines jungen, hübschen, wohlhabenden Mannes von Stande."

Adolph sah ihn mit wahrer Trauer an. „Das ist ja schlimm!" entgegnete er. „Und du hast's ertragen? — Du stehst vor mir, ernst allerdings und mit einer Feierlichkeit, die ich nicht an dir gewohnt bin; aber gefaßt!"

Paul, mit einer Miene, die schwer zu charakterisiren war, versetzte: „Die Philosophie muß doch zu etwas nütze sein! — Aber die wiedererlangte Ruhe dank' ich allerdings nicht ihr allein. Es hat noch allerlei Anderes dazu geholfen! — Vor Allem der Zorn, der mich befiel, als ich mein Schicksal erkannte — der sich aber hauptsächlich gegen mich selbst richtete. So eine Woche in Rasereien ver-

bracht, mein lieber Freund, ist von unwiderstehlicher Wirkung. Das letzte schwarze Körnchen geht mit dem austobenden Sturme fort — und endlich, man weiß nicht wie, ist wieder Stille, ja eine Art milden Sonnenscheins in uns gekehrt! Die Natur ist eine große Göttin. Von gewissen brennenden Wunden kann sie das Herz ganz allein heilen!"

„Und doch! entgegnete Adolph. „Wenn ich an deine Briefe denke! Du hast dieses Mädchen geliebt — mit Wonne, mit Entzücken geliebt! Du hast sie vergöttert!"

„Das bekenn' ich," entgegnete Paul, „und werd' es immer bekennen! Ich sollte sie vergessen — es wäre mir in jeder Hinsicht gerathen; aber es gelingt mir nicht!"

„Wie ist's aber zugegangen?" rief der Freund. „Hast du dich zu lange besonnen und ist der Andere dir zuvorgekommen?"

„Dessen," versetzte Paul, „kann ich mich nicht rühmen. Im Gegentheil, ich war ein Mann der That! Ich wagte frisch — und verlor. Ich verlor, während der Andere noch schwieg. Meine Niederlage ist so rein, wie man sich's nur wünschen kann!"

„Armer Freund! — das ist ein bitterer Trank! — Und sie konnte dir ihn reichen! Sie!"

„Nicht einmal!“ entgegnete Paul. „Ich richtete meine Erklärung an sie, die Antwort ertheilte mir der Vater.“

„Eine höfliche, wie ich hoffen will!“

„Ein Musterstück diplomatischer Behandlung des Gegenstandes! Mitten unter den Blumen der Hochschätzung und des Bedauerns fühlte sich aber der Schreiber doch gedrungen, zu erklären, daß er seine Tochter zu ganz anderen Verhältnissen erzogen habe, als ihr von mir geboten werden könnten. Lieber Adolph, wir sind von diesen Leuten immer noch durch eine Kluft geschieden, von der wir uns keine Vorstellung machen. Sie kann von ihrer Seite überbrückt werden durch Noth oder durch Laune; sonst ist sie unüberschreitbar. Sie können zu uns herüber, wir aber nicht zu ihnen hinüber. Und am allerwenigsten derjenige, der vorläufig nichts besitzt als Geist. Wo Don Quixote noch Hoffnung hätte, da kann Cervantes den Korb als gewiß annehmen.“

„Nun,“ erwiderte Adolph mit einer Miene des Unwillens, „das kann dich trösten. Und das, wie ich sehe, hat dich getröstet. Der junge Mann, den sie dir vorgezogen —“

„Ist kein Cervantes! Aber allerdings auch kein Don Quixote — sondern ein so nüchterner, elegan-

ter, verständiger Durchschnittsjüngling, wie nur jemals einer auf dem Sande gewachsen ist!"

Adolph ging in der Stube auf und ab. „Paul," rief er, „das ruinirt deine ganze Charakteristik! Du hast dich versehen; du hast diesem Mädchen einen Geist und ein Gemüth beigelegt, von denen sie keine Spur besaß."

Paul schüttelte den Kopf. „Es wäre nicht das erstemal, daß ein ungewöhnliches Weib einen gewöhnlichen Mann heiratete, der ihr unbedingt ergeben ist. Für ihren Geist hat sie die Welt und die Gesellschaft, die Kunst, die Literatur, und was nicht sonst noch alles. Für ihr Gemüth hat sie ihre Kinder, wenn sie kommen; nebenbei den Vater derselben."

„Vergiß sie!" entgegnete Adolph mit Nachdruck. „Schüttle die Erinnerung von dir — und wähle dir eine Andere, Bessere."

Paul schwieg, in sich gekehrt. „Unmöglich!" entgegnete er.

Adolph sah ihn an. „Wie versteh' ich das? Willst du dich in einem sentimentalen Cultus verzehren? Willst du in derjenigen, die sich so ganz als Weltdame entpuppt hat, eine Göttin anzubeten fortfahren? Willst du, weil du einer Täuschung erlegen bist, resignirt und freudlos durchs Leben

gehen? Das wäre unmännlich und würde sich am wenigsten für einen Mann schicken, der seine Stelle haben will unter den Reformatoren des Zeitalters. Deine Liebe zu dieser sogenannten Fee war ein Traum der Nacht. Suche dir ein Weib für den Tag; ein Mädchen aus unsere Sphäre; eine Frau, welche dir eine Gehilfin sein kann bei einem edlen, segens- und ehrenreichen Tagewerke."

„Mein lieber Freund, du weißt nicht, was du verlangst. Es ist unmöglich, sag' ich dir."

Indem Paul diese Erklärung gab, hatte eine leichte Röthe seine Wangen überzogen. Er lächelte — mit einem herzlichen, liebevollen, schelmischen Blick auf Adolph. „Kurz," fuhr er fort, „ich kann nicht suchen, was ich schon gefunden habe."

Jener machte die Augen weit auf. „Du hast gefunden?" rief er. „Gefunden?" wiederholte er, indem seine Miene drollig zu werden begann.

„Gefunden, ja, gefunden, ohne gesucht zu haben; gefunden auf eine wunderbare Weise."

Nun, da er sah, der Freund scherze nicht, brach Adolph in ein lautes, herzliches Lachen aus. „Das nenn' ich ein Schicksal!" rief er. „Unter diesen Umständen waren Sorge und Rath von meiner Seite freilich überflüssig bis zum Komischen. Den

Ersatz finden — in einer Spanne Zeit — für eine verlorne, himmlische Huldin! Für ein Ideal!"

Paul sah ihm ins Gesicht mit einem Ausdruck überlegener Laune. „Du wirst dich erinnern," entgegnete er, „daß ich deren zwei hatte!"

„Und du hättest das zweite gefunden? Die schöne Seele? diejenige, welche dich liebt?"

„Eben die!"

Adolph wehrte sich vor diesen Nachrichten. „Freund," rief er, „das klingt unglaublich. Mach' mir nichts vor und spiele nicht mit meinen Gefühlen. In wenig Wochen ein Non plus ultra verlieren und ein anderes nicht nur finden, sondern gewinnen! Denn das soll ich annehmen — du hast sie gewonnen, sie ist dein?"

„Ganz und gar," versetzte Paul. „Sie ist meine Braut, und in einer Zeit, über die ich jetzt noch nichts bestimmen kann, aller Wahrscheinlichkeit nach aber in einer bald erscheinenden, wird sie meine Frau sein."

Der von diesen Nachrichten Ueberstürzte schwieg. „Seltsam, seltsam!" rief er dann.

„Lieber Freund," entgegnete Paul, „höre mich. Was dir jetzt verwunderlich erscheint, und was du, wie ich sehe, gerne tadeln möchtest, das wirst du

natürlich, ja rühmenswerth finden. Du wirst mich begreifen — und beneiden."

„Das Letztere," entgegnete Adolph mit einem Lächeln, „dürfte im gegenwärtigen Moment für mich eine Kunst sein. Ich werde mich begnügen, dich zu begreifen und dein Glück dir zu gönnen. Aber nun erzähle. Gespannt, mein Bester, hast du mich genug."

Paul, nachdem Beide auf dem Sofa Platz genommen, begann:

„Du erinnerst dich wol noch meines letzten Briefes? Die Sache war so weit gediehen, daß eine Entscheidung nicht ausbleiben konnte. Mein Leben war einfach nicht mehr zu ertragen. Das von Dichtern mit glühenden Farben gemalte Schicksal, ein Raub der Leidenschaft zu sein vom Wirbel bis zur Sohle, ich hab' es erfahren und bin, von ihm belastet, aufs Aeußerste verwirrt durch meine Tage gegangen. An *sie* denken, ihr nachspähen und ihr nachgehen, das war das Einzige, was ich noch vermochte. Gegenüber der Welt, gegenüber der Wissenschaft, gegenüber meinen Lebensaufgaben und meinen heiligsten Pflichten war ich nichts geworden. Wenn ich sie nicht sah, verzehrte mich die Sehnsucht; wenn ich bei ihr war, hatte ich zu ringen mit unsinnigen Anwandlungen. Es war eine Ver-

zauberung, wie sie nur jemals einen Menschen zu einer willenlos leidenden Maschine gemacht hat!

„Sie mußte gebrochen werden. Soll ich ganz exact sein, so darf ich nicht verschweigen, daß bei der Ausführung des Entschlusses das Schicksal mit im Spiele war. Denn meinen Brief an sie schrieb ich zunächst nicht, um ihn abzusenden. Ich wollte — lache mich aus, wenn du willst — nur sehen, was ich ihr eigentlich zu sagen hätte; nur eine Möglichkeit verwirklichen für mich und die Entscheidung mir vorbehalten. Als er aber geschrieben vor mir lag — übrigens mit aller Mäßigung, nur das einfache Geständniß meiner Neigung, meine Wünsche und Hoffnungen aussprechend — da sagte ich mir: es sind meine Gedanken und Gefühle — sie sollen an ihre Adresse gelangen!

„Die Antwort hab' ich dir im Wesentlichen mitgetheilt. Ich muß aber noch etwas nachtragen. Ein Passus darin sagte ungefähr: Wenn er (der gräfliche Vater) hätte bewogen werden können, von einer anderweitigen Bestimmung seiner Tochter abzusehen, so wäre es nur möglich gewesen bei einer ernstlichen, tiefen Neigung derselben. Eine solche habe sie ihm aber keineswegs zu bekennen vermocht!“

Adolph ergriff die Hand des Freundes. „Armer Paul!“ rief er.

Der Erzähler schwieg. Dann sagte er: „Das war so ziemlich der bitterste Tropfen für mich. Eine Tochter Eva's hatte demnach ihr Spiel mit mir getrieben. Sie sah meinen Ernst — und spielte weiter! Du gibst mir zu, daß ich ein Recht hatte, diesem Liebeszauber mich zu entringen, und keinerlei Pflicht, mich fortzuhärmen und Pein zu leiden in den Gluten unglücklicher Liebe!“

„Du hattest das Recht, ihr mit Indignation den Rücken zu kehren!“ rief Adolph.

„Das,“ erwiderte Paul, „konnte ich mir nicht zusprechen. Jugend, aristokratisches Bewußtsein und Verwöhnung entschuldigten sie bei mir. Sie wollte spielen — spielen mit einem Manne von Geist (du erlaubst mir wol, mich dafür zu halten), und es ist nicht unmöglich, daß sie es schon für eine Gunst angesehen hat, so hübsch und — so lange mit mir zu tändeln. Was willst du? Hätte ich statt Paul Werder Kuno von Drachenfels geheißen — Alles wäre anders gegangen.“

„Es ist besser so!“ entgegnete Adolph mit dem Nachdruck des Unmuths.

Paul, mit einem eigenen Humor in seiner Miene, zuckte die Achseln. „Es sollte nicht sein —

und so ging ich. Nach den erwähnten acht Tagen, wo ich mich dem Heilbade der Wuth ergeben hatte, verließ ich die Stadt, in der sie athmete."

„Gottlob!" rief der Freund.

„Und dies hatte eine seltsame Folge. Ich wollte in Leipzig Halt machen, und hoffte von dem Aufenthalt in dieser geistig anregenden Stadt viel. Aber schon auf dem Wege veränderte sich meine Empfindung und ging mein Herz der Genesung zu. Das Bild der Zauberin stand vor mir — als ein bloßes Bild. Es hatte alle äußere Schöne, alle Reize ihrer ätherischen Sinnlichkeit; aber es hatte keine Seele. Und ein Gefühl erstand in mir, das mich lächeln machte: das Gefühl, wie es ehmals christliche Asketen durchdrungen haben muß. Die bezaubernde Fee erschien mir nun als eine böse Dämonin, die mich blenden und von meinem Streben nach Wahrheit und lichter Thätigkeit hatte weglenken sollen. Und wenn ich diese Vorstellung, als zu stark, von mir abwies, so blieb doch ein Wesen, dem der Herzpunkt des Menschenthums fehlte — eine Natur, welche Hingebung zu fordern, aber nicht selber zu gewähren vermochte. Nun, sagte ich zu mir, das ist's offenbar nicht, was du gesucht hast und was du begehrst. Du willst ein Mädchen, die der Liebe, der Treue —

der Leidenschaft fähig ist: der Leidenschaft für dich! Wo diese Flamme brennt, da ist Leben und lebendige Schönheit; wo sie fehlt, da berückt uns ein Scheingebilde. Es ist des Mannes, es ist dreifach des Philosophen unwürdig, am Scheine zu hängen, wie bezaubernd er sei. Heilige Pflicht gebietet ihm, das Kleinod seiner Liebe zu bewahren für die Würdige: für die Liebende!"

„Bravo! Bravo!" rief Adolph.

„Als ich in Leipzig ankam, war ich in meine Gesundheit, in das Heil meines geistigen Lebens wieder zurückgekehrt. Ich hatte in Gabriele gesehen, was allein der Liebe und Treue werth ist; und da ich nun, sie erkennend, das einzig Liebenswerthe aus ihr geschwunden sah, so schwand aus mir auch die Liebe. Was ich ihr in meiner Seele gelobt hatte, war nur unter dieser Bedingung gelobt. Die Bedingung fiel — ich war frei. Zu denen, die ihre Ehre darein setzen, die Lieblose zu lieben und in eigensinnigem Leide sich aufzureiben, gehöre ich nicht und will ich nicht gehören. Ich halte dies nicht nur für eine Schwäche, sondern für eine Sünde."

„Sag', ein Verbrechen!" rief Adolph. „Ein Verbrechen gegen den Geist und gegen die Liebe! Eine Tugend machen aus diesem armseligen Unfug

nur eitle Weiber und schlechte Poeten. Die Männer, die sich in unerwiderter Leidenschaft verzehren, sind werthlos — ohne Beruf, ohne Lebenszweck, ohne Schöpferkraft, ohne Pflichtgefühl. Gegenüber dem männisch gewordenen, lieblosen Weibe ist der Mann, der sich vor ihr auf dem Boden krümmt, nicht nur ein Weib, sondern der Wurm — die Schande des Geschlechts."

Paul betrachtete den Freund, dessen Wangen die Röthe der Entrüstung bedeckte, mit Verwunderung. „Du drückst dich immer stärker aus als ich," versetzte er. „Indessen Eines darf ich jetzt wol annehmen: daß du fähig bist, mich zu begreifen, und meine Entzauberung und wiedergewonnene Empfänglichkeit für eine wahre Liebe mir nicht mehr zum Vergehen anrechnest."

Adolph's Miene hellte sich auf. „Zur höchsten Tugend!" rief er. „Du hattest das Recht, dein Herz augenblicklich wieder zu vergeben."

„So schnell," erwiderte Paul, „ist es keineswegs gegangen. Mein Schicksal erfüllte sich Schritt für Schritt, ohne alle Ueberstürzung. Vieles und das Schönste kann in wenigen Wochen geschehen, wenn echte Herzen sich erkennen und näher treten."

„Nun? Ich bin unendlich begierig!"

„In Leipzig," fuhr Paul fort, „lebt ein Ver-

leger, mit dem ich väterlicherseits einigermaßen verwandt bin. Was war natürlicher, als daß der Schriftsteller den Buchhändler aufsuchte, der mit seinem Vater einen Ur-Ahnherrn gemein hat? Schon war glücklicherweise mein Ruhm auch zu hm gedrungen; der hoffnungsvolle Cousin wurde mit wahrer Herzlichkeit begrüßt und auf den nächsten Tag zu Tische geladen. An diesem nächsten Tage, im Speisezimmer des gastlichen Vetters, entschied sich mein Lebensloos."

„Du sahst das zweite Ideal?"

„Diejenige, die es werden sollte. Es ist die Tochter meines Verwandten, aus erster Ehe; ein Mädchen von achtzehn Jahren, an Zügen und Gestalt mit meinem ersten Ideale in vollkommenem Widerspruch. Schwarze Haare, bräunlicher Teint, ziemlich breite Stirn und ein Stumpfnäschen."

Dem Bräutigam der schönen Margarete entfuhr ein „Ah!" das fast einen bedauernden Klang hatte.

Paul sah ihn heiter an. „Beruhige dich, mein Freund. Das Ensemble ist auffallend und anziehend. Gewachsen ist sie in ihrer Art so schön wie die Fee, nur etwas runder, frauenhafter, und wenn ihre Gesichtsfarbe nicht blühend ist, sie ist so gesund wie die blühendste. Figur und Benehmen erwecken

unbedingtes Vertrauen. Als wir beim Kaffee angelangt waren, hatte sie das meinige bereits vollständig gewonnen. Sie zeigte im Gespräche Bildung, Verstand und einen natürlichen Sinn für höhere Interessen. Heutzutage, wo die Zeitungen uns immer wieder auf öffentliche Fragen bringen, kann auch ein Mädchen, wenn sie in der Familie mitreden gelernt hat, leicht verrathen, weß Geistes Kind sie ist. Dorothea (so nennt sie sich) offenbarte lebendigen Antheil und ein gerechtes Urtheil, überdies den nicht genug zu schätzenden Muth, in Gedanken und Worten sie selbst zu sein. Alles kam von Innen heraus, und in diesem Innen wohnen Empfindung und edler Sinn und der Friede eines guten Gewissens.

„Du wirst begreifen, daß ich das gastliche Haus von nun an jeden Tag besuchte. Ich miethete mich in der Nähe ein, arbeitete die Frühstunden hindurch und verbrachte Nachmittag- und Abend bei meinen Verwandten. Das Verhältniß zwischen Dorothea und mir begann von keiner Seite mit dem, was man Liebe nennt. Sie schenkte mir ihre Theilnahme, ich ihr meine Achtung und mein Vertrauen. Da sie meine Arbeiten kannte, so hatten wir ein ungezwungenes Thema zu ernstern Gesprächen. Wir philosophirten — erschrick nicht vor

dem Worte: es war ein Gedankenaustausch, wobei sie den Ton angab und ich mich ihr fügte. Manchmal war mir doch, als ob ich meine Ideen klarer machen könnte durch Beispiele. Die besten Beispiele, gegenüber einem Mädchen, bietet aber das Material der Herzenserfahrungen; und so kam ich unvermerkt dazu, philosophische Gedanken zu erläutern durch meine eigenen Erfahrungen, und nach und nach verrieth ich mich und gab Andeutungen von meinen jüngsten Erlebnissen. Bei Gelegenheit war mir auch wol ein Seufzer entschlüpft; die Neugier des Bäschens wurde rege, sie fragte, machte mich zutraulich, drang in mich — und ich beichtete. Ich beichtete Alles, ausgenommen die Namen.

„Das charakterisirt nun ihr Wesen, daß ich mich gereizt sah, ihr das Bild meiner Seele und die Erfüllung desselben in Gabriele rückhaltlos zu schildern. Die Zauberin mit Farben zu malen, von welchen sie, die Hörerin, erregt und ergriffen wurde. Nicht Einen Zug schenkte ich ihr; denn sie sollte mich verstehen — sie sollte sich überzeugen, daß ich die Liebe kenne und die Leidenschaft und das Leid und die größten Bitterkeiten des Herzens!

„Wir waren, als ich ihr diese Geständnisse

machte, allein. Sie hatte fast nichts dazwischen gesprochen und ihr großes Interesse nur durch ihre Miene verrathen. Als ich schwieg, sagte sie: „Ich bedaure Sie von Herzen, lieber Cousin, denn Ihnen kann nicht mehr geholfen werden. Die Eine Gabriele, als ein wirkliches Geschöpf, ist schon ein Wunder gewesen. Nun müßten Sie ihr Gleichniß finden und überdies von ihr geliebt werden. Dies ist sicher möglich; aber, da Wunder sehr selten sind, nicht ebenso wahrscheinlich."

„Sie nehmen also an," erwiderte ich, „daß mein Herz nur wieder von einer Gabriele ergriffen und gerührt werden könnte?"

„Nachdem Sie mir Ihr Ideal geschildert haben," versetzte sie nicht ohne einen Zug wohlwollenden Spottes, „kann ich anders?"

„Aber bei der Verkörperung dieses Ideals," entgegnete ich, „bin ich sehr übel angekommen. Es ließe sich nun doch wol denken, daß jetzt eben ein von ihm abweichendes Bild auf mich eine Wirkung übte."

Dorothea schüttelte den Kopf. „Der Idealist wird jedes wirkliche Bild mit seinem Ideal vergleichen, und dann wird ihm keines gut genug sein."

„Meinen Sie? — Auch nicht unter gewissen

Bedingungen? Gibt es nichts, was besser ist, als das Ideal des idealsten Idealisten?"

„Sie sprechen in Räthseln. Etwas deutlicher, wenn ich bitten darf."

Ich schaute sie mit dem Humor des guten Gewissens an und sagte: „Sie halten mich für engherziger, als ich bin. Aber auch in meiner Brust wohnen zwei Seelen. Kurz, schon bevor ich Gabriele kennen lernte, hatte ich nicht nur Ein Ideal, sondern zwei."

Ihre Miene hellte sich nach diesen Worten auf, sie betrachtete mich lachenden Angesichts. „Das ist etwas Anderes!" rief sie. „Und dann hab' ich Sie allerdings verkannt: ich hatte vergessen, daß Sie ein Mann sind! Also noch ein zweites Ideal? Und durch welche Art fabelhafter Reize ist dieses charakterisirt? An welche Göttin sollen wir durch dieses zweite vorzugsweise erinnert werden?"

„Nur nicht zu satirisch," entgegnete ich, mit dem Finger drohend. „Denn ich werde Sie beschämen. Von allen fabelhalten Reizen wird hier abgesehen; nichts wird verlangt, gar nichts, als — Liebe. In der Voraussetzung, daß mit der Liebe eben jene Reize verbunden sein werden, die sich mächtiger und fesselnder erweisen, als alle fabelhaften."

Auf diese Erklärung ging in Dorothea's Ange-

sicht ein Licht auf, welches Vergnügen, aber immer auch noch Spott ausdrückte. „Ist das Ernst?“ rief sie. „Sind Sie wirklich so vernünftig? Darf man's glauben?“

„Da ich so viel Vernunft besaß vor meinen Erfahrungen mit dem ersten Ideal, so meine ich, nach ihnen für mich gutstehen zu können.“

„Dann ist für Sie Hoffnung — und ich wünsche Ihnen Glück.“

Dorothea hat mir nachher gestanden, daß sie bis zu diesem Gespräch für mich nichts gefühlt habe, als Wohlwollen und schwesterlichen Antheil. Jetzt stellte sich die Möglichkeit vor ihre Seele, daß sie meine Liebe gewinnen, meine Trösterin, mein Schutzgeist werden könnte — wenn sie mich liebte. Es leuchtete ihr ein, daß die Liebe das Schönste sei und das Liebenswertheste, und daß sie darum auch das Gewinnendste sein müßte. Und das erfüllte sie mit Vertrauen zu sich selbst und gab ihr das selige Gefühl der Macht und ein Verlangen, sie anzuwenden. Mein Geschick hatte ihr Mitleid erregt; da sie nun auch sah, daß ich besser sei, als meine ersten Geständnisse sie vermuthen ließen, daß ich nicht nur ein Auge habe für den schönen Schein, sondern auch ein Herz für die Hauptsache, für die Gesinnung, da entstand in ihr eine lebhafte Be-

gierde, mich der Freude, dem Glück des Lebens wieder zuzuführen. Dem Wohlwollen, das sie für meine Person empfunden hatte, gesellte sich der Glaube an sich und mich, die Güte, die Großmuth, ja die Dankbarkeit und die Freude darüber, daß sie mir die Bessere zu sein vermöchte. Und nun begann ihr Herz zu wallen, und gleich einer Zauberblume, in Einer Entfaltung, wuchs darin zu strahlender Blüthe die Liebe! Wie die Flamme nun in ihr loderte, konnte sie sich nicht verbergen. Gleich beim nächsten Wiedersehen kam aus ihren schwarzen Augen ein Blick, schimmerte um den Mund ein Lächeln und ging über das Gesicht eine Röthe des Glückes und der scheuen Scham — rosig, feierlich schön. Daß sie dann von gewöhnlichen Dingen sprach und sich eine unbefangene Miene zu geben suchte, irrte mich nicht. Ich hatte den Sonnenschein des Herzens gesehen und sah ihn von jetzt an immer. Die Gewißheit der Liebe, die ich erkannte, die Schönheit, welche das himmlische Gefühl der Liebenden gab, das Innere, das sich mir verrieth durch den bezaubernden Schein des Aeußeren — alles das ergriff, erschütterte und überwältigte mich, und ein Gefühl erstand in mir, von dem ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Lieber Freund, was ist aller Reiz und alle Schönheit der

lieblich Spielenden gegen die Schönheit der Liebenden! Aus jener sieht die Welt uns an, die lockende, berauschende, aber täuschende Welt — aus dieser sieht der Ewige selbst heraus, in dem heilig holden Lichte der Wahrheit! Wer diese Schönheit gesehen, der ist auf ewig fest gegen jene, die ihm nun klein erscheint, weil er sie messen kann mit der echten. Und wenn er daran denkt, daß er in jener die höchste gesehen, verehrt — angebetet hat, dann kann er Scham empfinden!

Es begreift sich, daß ich nun auch mit meinem Gefühl nicht hinterm Berge hielt. Am selben Abend noch verrieth ich mich durch einen Blick, der mir unwiderstehlich aus dem Auge drang, und sie erkannte mein Herz. Und daraufhin wurde sie noch schöner; denn es mischte sich zu der Liebe und zu dem Glück eine bezaubernde Schalkheit, ein hinreißendes Triumphgefühl. Und ich, jeden Widerstand aufgebend, ließ mich denn jetzt ohneweiters hinreißen. Noch bewahrte ich einige Haltung, und meine Stimme hatte einen Klang von Humor, als ich sagte: „Liebes Bäschen, wissen Sie denn, daß Sie heute über alle Begriffe schön sind?“

Sie lächelte erröthend und schelmisch. „Das müßte ja sonderbar zugegangen sein!“ entgegnete sie.

„Geschehen,“ fuhr ich fort, „ist allerdings etwas.

Aus nichts wird nichts — auch nicht ein solcher Zuwachs. Vorgegangen ist etwas. Und ich, liebe Dorothea, wär' unendlich glücklich, wenn ich einigermaßen mit im Spiele wäre."

Auf diese deutliche Erklärung wurde sie röther und sah mich an. „Ist das wahr? Glücklich wären Sie?"

Dies war immer noch mit Schalkheit, aber zugleich mit einer Güte, mit einer durchbrechenden Freude gesagt, daß meine Zurückhaltung mit Einemmale ein Ende hatte. „Dorothea," rief ich, ihre Hände fassend, „du liebst mich! Sprich's aus, wenn es so ist! Sprich, sprich, ich bitte dich!"

Sie, mit feuchten Augen und unbeschreiblicher Anmuth erwiderte: „Nun — und wenn's so wäre?"

„Dann wärst du diejenige, die ich gesucht habe! Die Zweite — die Wahre!"

„Und du," versetzte sie, „würdest mich wieder lieben?"

„Würde? — Nichts von Zukunft und nichts von Bedingung! Ich liebe dich schon gegenwärtig über alle menschliche Vorstellung!"

Und ich fiel ihr um den Hals — und zu ihrer Ehre sei es gesagt, sie fiel mir um den Hals; wir küßten uns und betheuerten und stammelten uns die allerliebsten und allernärrischten Dinge. Ach,

daß es nur wenige solcher Momente geben kann! Ich hoffe aber doch noch einige ähnliche zu erleben.“

Paul, während der letzten Mittheilung, war aufgestanden; Adolph erhob sich gleichfalls. „Gib mir deine Hand!“ rief dieser, schüttelte sie und umarmte den Freund. „Du bist glücklich, und du verdienst es zu sein. Wäre nicht Margarete mein, ich würde dich um ein solches Herz beneiden!“

„Ich beneide mich selbst darum!“ rief Paul mit triumphirendem Humor. Dann sagte er: „Noch immer kann ich's nicht fassen. Eine solche Erhebung nach einem solchen Sturze — es ist ein Märchen!“

„Ein vollkommenes,“ bemerkte Adolph; „eine Thatsache!“

„Das wird's auch bleiben in alle Ewigkeit. Die Gefühle, die wir uns bekannten, die Betheuerungen, die wir tauschten, haben sich schon bewährt. Der Vetter, als ihm Dorothea das Geschehene mittheilte, zeigte eine gar nicht angenehme Ueberraschung, eine keineswegs zufriedene Miene. Er hatte mit seiner Tochter auch andere Absichten gehabt, gerade wie der Graf. Aber hier traten dieser Absicht eine Neigung und ein Entschluß entgegen, denen er sich fügen mußte und nach mehrtägigem Sträuben auch gefügt hat. Sein Schwiegersohn, hatte er bei sich ausgemacht, sollte gleichfalls Buch-

händler, großer Buchhändler, oder wenigstens Kaufmann sein; an alles Andere hat er eher gedacht, als an einen Schriftsteller. Aber Dorothea sagte zu ihm: «Wir haben unser Vermögen durch Schriftsteller erworben, und weil sich's gerade so schön fügt, will ich nun eben einen Schriftsteller damit glücklich machen. Ich hoffe so den Dank abzutragen für das viele Gute, daß meine Großeltern und mein lieber Vater deutschen Genien schuldig geworden sind.»„

„Reizendes Geschöpf!" rief Adolph. „Ich freu' mich unendlich, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Das wird auch in der That ein Vergnügen für dich sein," versicherte Paul. „Nun, ich bin mit dem alten Herrn jetzt gut Freund, und für seinen Widerspruch weiß ich ihm Dank. Denn eben bei dieser Gelegenheit hat sich Dorothea noch von einer neuen Seite gezeigt: sie hat nicht nur Charakter, sondern auch praktisches Urtheil und Geschick bewiesen. Daß sie mich dem Vater gleichsam abkämpfte, das ist denn doch unendlich schmeichelhaft für mich und war mir nach meinen anderweitigen Erfahrungen wohl zu gönnen. Sie hatte dabei eine eigenthümliche, delicate Aufgabe. Du mußt nämlich wissen, daß Dorothea, als das einzige Kind ihrer verstorbenen Mutter, wohlhabend, ja von un-

ſerem Standpunkt aus reich zu nennen iſt. Bei einer angemeſſenen Einrichtung können wir ganz behaglich von unſerer Rente leben.“

„Ei!“ rief Adolph. „Das iſt ein ſehr ſchönes Accidens zu einer ſolchen Braut!“

„Welches aber dem Vater gegenüber ihre Aufgabe moraliſch erſchwerte, weil ſie das, was ſie rechtlich fordern konnte, doch nur von ſeiner Güte mußte erlangen wollen! Nun, ſie hat dieſe Aufgabe gelöſt. Wie ſie mir das glückliche Reſultat meldete und den Stand der Dinge, von dem ich keine Kunde hatte, ſchilderte, ſchaute ſie mit einer Art mütterlicher Zärtlichkeit auf mich her und ſagte: „Mir iſt's lieb für dich — und du ſollſt allen Vortheil davon haben. Schreibe was du willſt — was dein Genius dir eingibt. Sei unabhängig und bleibe es, und gib der Welt nichts als Wahrheit. Das iſt noch meine größte Freude, daß ich dir mit meinem Vermögen dienen und bei deiner Lebensaufgabe helfen kann.“

Während Paul dieſe Worte der Geliebten wiederholte, füllten ſeine Augen ſich mit Thränen der Rührung. Er verſtummte und ſtand erſchüttert. Dann, mit einem Lächeln ſich ermannend, ſagte er: „Ich bin über Gebühr glücklich, allein ich ergebe mich. Lieber Freund, wenn das Weib gut, wirklich gut im

tiefsten Herzensgrunde gut ist, dann muß jede Schönheit vor ihr die Segel streichen. Und da die Welt, die schwachsinnige, kurzsichtige Welt gleichwol die Sirene vergöttert, so wollen wir die wahrhaft gute Frau vergöttern, welcher damit nur ihr Recht geschieht."

Adolph, bewegt, ergriffen, schüttelte ihm die Hand.

Nach kurzem Schweigen fuhr Paul wieder mit einem Ausdruck von Laune fort: „Noch sind wir nicht über alle Berge. Die Verlobung mußte der Papa zugeben; aber die Verheiratung möchte er so weit als möglich hinausschieben. So sind nun die Menschen. Obwol er's durchaus nicht nöthig hat, so möchte er doch gewisse Vortheile noch länger genießen. Wir halten das aber für eine Schwäche, die wir zu respectiren nicht verpflichtet sind. Würde er's bedürfen, die Tochter würde ihm alle Zugeständnisse machen; aber von Bedürfen ist gar nicht die Rede, es ist für ihn nur eine Genugthuung in der Vorstellung, und unter diesen Umständen glauben wir hauptsächlich auf unsere Wünsche sehen zu müssen. Und unsere Wünsche gehen auf eine baldige Hochzeit. Der Papa meint, Dorothea wäre noch zu jung. Das will aber weder mir noch ihr selber so vorkommen. Ich bin fast

acht Jahre älter als sie, aber sie erscheint mir gereifter als ich. Ein längerer Brautstand mag sein Schönes haben, wenn man dazu gezwungen ist! Sonst —"

„Vermeid' ihn!" fiel Adolph ein. „Ein Jahr lass' ich gelten; das zweite widerrath' ich Jedem, der's anders machen kann."

Paul erwiderte: „Wir sind solche Egoisten, daß uns auch das Eine Jahr schon zu viel ist. Was mich betrifft, so hab' ich allzu lang in Gefühlen und Phantasien gelebt; und wenn ich auch auf Dorothea baue wie auf unsern Herrgott, so möchte ich sie doch mein nennen können in feierlich sanctionirtem Bündniß. Wir haben für uns ein Sprichwort und eine Ermahnung Salomonis. Demnach wünsch' ich sehr, daß sie auch den letzten Sieg noch erstreiten möge."

Adolph sah ihn heiter an. „Mir ist nicht bange!" rief er.

„Wir sind im Zuge," versetzte Paul, „und das gibt mir Hoffnung. Ich habe natürlich zunächst die Meinigen besucht, und wenn man so lächerlich reden dürfte, möchte ich fast sagen, daß sie noch glücklicher sind als ihr Sohn. Die äußere Sicherheit, welche die Morgengabe der Braut gewährt, hat eine wundersame Wirkung geübt. Was ist

doch der Mammon, lieber Adolph! Aber ich will den, der mir zufallen soll, verdienen. Ich will Dorothea rechtfertigen. Ich will mir und ihr damit Freunde machen im Himmel!"

Adolph erkundigte sich, wie lange Paul hier zu bleiben gedenke, und als dieser eine Woche zugestand, lud er ihn ein, bei ihm zu wohnen. Seine besondere Freude sprach er aus, ihn mit Margarete bekannt zu machen, der er viel von ihm erzählt habe und die sich aufs lebhafteste für ihn interessire.

Ende des ersten Bandes.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.